

Marburger Zeitung

Amtliches Organ des



Steirischen Heimatbundes

Verlag und Schriftleitung: Marburg a. d. Drau, Badgasse Nr. 6, Fernruf: 25-67, 25-68, 25-69. — Ab 18 Uhr (6 Uhr abends) ist die Schriftleitung nur auf Fernruf Nr. 28-67 erreichbar. — Unverlangte Zuschriften werden nicht rückgesandt. — Bei Anfragen Rückporto beilegen. — Postscheckkonto Wien Nr. 54.608.

Erscheint wöchentlich sechsmal als Morgenzeitung (mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage). Bezugspreis (im voraus zahlbar) monatlich RM 2.10 einschl. Zustellgebühr; bei Lieferung im Streifenband zuzüglich Porto; bei Abholen in der Geschäftsstelle RM 2.—. — Anzeigen- und Bezugsbestellungen in der Verwaltung.

Nr. 284

Marburg a. d. Drau, Donnerstag, 6. November 1941

81. Jahrgang

Durchbruch durch das Jaila-Gebirge

Neue schwere Schiffsverluste der Bolschewisten im Schwarzen Meer

Verheerender Bombenregen

Grossangriff der deutschen Luftwaffe auf die sowjetische Industriestadt Gorki — 50 Feindboote auf der Newa versenkt

Aus dem Führerhauptquartier, 5. November.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Auf der Krim wird die Verfolgung sowohl in südlicher wie in ostwärtiger Richtung fortgesetzt. Trotz schwieriger Geländebedingungen ist das Jaila-Gebirge an einer Stelle bereits durchstoßen und die Küste des Schwarzen Meeres erreicht. Die Luftwaffe bombardierte die Krim-Häfen Sewastopol, Jalta und Kertsch und versenkte in diesen Gewässern zwei Transporter mit zusammen 10.000 Brt sowie ein Bewachungsschiff. Fünf weitere Handelsschiffe und ein kleiner Kreuzer der Sowjets wurden durch Bombenwurf erheblich beschädigt.

Bei Leningrad brach ein nach starker Artillerievorbereitung unternommener erneuter Überseesversuch des Feindes über die Newa unter schweren Verlusten für den Gegner in der deutschen Abwehr zusammen. Von etwa 100 Booten wurde die Hälfte versenkt, der Rest zur Umkehr gezwungen. Wiederholte von Panzern unterstützte Ausbruchversuche des Feindes an der übrigen Einschließungsfront wurden größtenteils schon in der Bereitstellung zerschlagen.

Starke Kampffliegerkräfte führten bei Tage schwere Angriffe gegen die für die Kraftwagen- und Flugzeugherstellung bedeutende Industriestadt Gorki durch. Volltreffer schweren Kalibers richteten im Autowerk Molotow, im Werftgelände an der Wolga und in den Bahnanlagen der Stadt große Zerstörungen an. Mehrere ausgebreitete Brände entstanden.

Bei Luftangriffen auf Leningrad konnten kriegswichtige Anlagen in Brand geworfen werden. Auch Moskau wurde in der letzten Nacht bombardiert.

Im Seegebiet der Faoers versenkten Kampfflugzeuge einen Frachter von 5000 Brt und erzielten Bombentreffer auf einem weiteren größeren Handelsschiff.

Vorpostenboote wehrten im Kanal wiederholte Angriffe britischer Schnellboote erfolgreich ab. Im Artilleriegefecht wurden ein feindliches Schnellboot versenkt, zwei andere durch mehrere Treffer beschädigt.

Im Golf von Suez wurde am 3. November ein britisches Torpedoboot durch Bombenwurf eines deutschen Kampfflugzeuges beschädigt.

Britische Bomber unternahmen in der vergangenen Nacht wirkungslose Angriffe auf West- und Nordwestdeutschland.

Ein harter Schlag

Gorki, das altberühmte Nischnij Nowgorod

Berlin, 5. November.

Gorki, das von der deutschen Luftwaffe schwer heimgesucht wurde, ist der gegenwärtige Name für die Stadt Nischnij Nowgorod an der Wolga. Da hier die Oka mündet, bot die Natur Gelegenheit zu einem der wichtigsten Wolgahäfen. Die Stadt, die heute rund 650.000 Einwohner zählt, gliedert sich in drei Teile, nämlich die obere Stadt, die sich an die bis 120 Meter ansteigenden Djatkowberge hinzieht, die untere Geschäftsstadt an den Ufern der Wolga und der Oka und den Industrieort Kanawino am linken Ufer der Oka, dem im Kriege die größte Bedeutung zukommt, denn Gorki hat im Laufe der letzten Jahrzehnte seinen Platz in der sowjetischen Wirtschaft verbessert. Die Stadt besitzt eine Raffinerie, ein Erdgaswerk, eine Dieselmotorenfabrik, Waggon- und Reparatur-

werkstätten, ein Stahlwerk, ein Radio-Telefon-Kombinat und viele Flugzeugfabriken, eine Kampfgasfabrik und vor allem das Geschütz- und Lokomotivwerk »Krasnoje Sormowo« mit rund 20.000 Arbeitern. Das schwer getroffene Autowerk »Molotow« stellt Kraftwagen, Traktoren und Auto-Ersatzteile her. Andere Bomben fielen in die Werftanlagen am Flusse. Unter ihnen hat den ersten Rang die Werft »Tepluchod«, die mit Stahlgußformen und Elektroöfen ausgestattet ist.

Port Taufik am Roten Meer bombardiert

Berlin, 5. November.

Die deutsche Luftwaffe hat den Hafen Port Taufik bombardiert. Dieser Ort liegt neben Suez am Südeingang des Suezkanals. Der Hafen ist für die Versorgung der britischen Nahost-Armeen in letzter Zeit wichtig geworden. Durch die zeitweiligen Ausfälle des Suezkanals und der Häfen Alexandria und Port Said nach deutsch-italienischen Bombenangriffen mußte der Warenumsatz über die Häfen am Roten Meer, in der Hauptsache also über Suez und Port Taufik, vorgenommen werden, obwohl dessen Leistungsfähigkeit geringer ist als die der anderen Häfen.

»Triumph Todts«

Wie man sich in England die deutsche Überlegenheit zu erklären versucht — „Erstaunliche“ Nachschuborganisation Deutschlands

Genf, 5. November.

Die »Daily Mail« machte am 1. November den Versuch, den Engländern die Überlegenheit der deutschen Kriegführung an der Ostfront zu erklären.

In einem Leitartikel unter der Überschrift »Triumph Todts« schreibt das Blatt u. a.: Diejenigen Leute in England, die nichts von Strategie verstehen, neigten leicht dazu, die deutschen Erfolge in der Sowjetunion nur danach zu bemessen, wie weit die deutschen Truppen vor Moskau stünden. Für die Militärfachleute jedoch sei dieser Moment unerheblich.

Die Deutschen hätten diesen Feldzug gegen die zahlenmäßig überlegenen sowjetischen Streitkräfte gestartet in der Erkenntnis, daß das deutsche Organisationsvermögen dem sowjetischen weit überlegen sei. Die bisher von den Deutschen erzielten Erfolge bewiesen die Richtigkeit dieser Annahme.

Die von den Deutschen während des ganzen Krieges verfolgte Taktik laufe darauf hinaus, daß sie schnelle und plötz-

In vielen deutschen Lichtspieltheatern läuft gegenwärtig ein Film, der das Problem zu lösen sucht, wie sich die menschliche Gesellschaft vor unheilbar Kranken im Interesse des Kranken selbst schützen kann. Viel schwieriger wird dieses Problem, wenn man es auf das politische Gebiet überträgt. Wir sehen heute in den Ländern der Plutokratie unheilbar kranke Politiker, die weitab von jeder vernünftigen Grundlage den Haßgefühlen gewisser internationaler Kreise auf Kosten von ungezählten Millionen Menschen freien Lauf lassen können. Da kann z. B. ein Herr Roosevelt sein Volk durch eine Serie pathologischer Lügen in die Irre, d. h. in den Krieg führen, kann das Leben von Millionen Amerikanern aufs Spiel setzen, er kann einen Krieg, der heute auf einen Teil dieses Planeten beschränkt ist, schließlich auf die ganze Erdkugel ausdehnen, ohne daß im Augenblick Mittel vorhanden wären, diesem ersten Schädling der Menschheit das Handwerk zu legen. Jene, die den Versuch machen, diesem haltlosen Gaul in die Zügel zu fassen, werden brutal niedergeknüpelt. Diese Taktik nennt sich Demokratie.

Ist eine derartige Erscheinung im politischen Leben für das nationalsozialistische Deutschland auch eine Absurdität, so regen sich selbst im geistigen Kerker der Vereinigten Staaten immer stärker die oppositionellen Stimmen. Die Antwort der deutschen Reichsregierung auf die Lügenserie Roosevelts um die Torpedierung der nordamerikanischen Zerstörer »Greer« und »Kearney« sowie um die herüchelte Landkarte und das Märchen von der Abschaffung aller Weltreligionen hat in ihrem Echo außerordentlich klärend gewirkt. Man hat den Eindruck, daß es heute selbst in den Vereinigten Staaten keinen Menschen mehr gibt, der ernstlich an die

Wahrheit der Roosevelt'schen Behauptungen glaubte. Ja, es werden Stimmen laut, die die angeblichen Angriffsabsichten des Reiches mit scharfem Sarkasmus gegen Roosevelt behandeln. Ein Chicagoer Blatt zieht Vergleiche zwischen der britischen Kriegspolitik und der der Vereinigten Staaten, wobei die Angriffsabsichten des Reiches gegen Amerika ad absurdum geführt werden. Während England, so schreibt das Blatt, hinter 20 Meilen Wasser sitze und untätig warte, was da kommen möge, strecke Amerika seinen Hals über den 3000 Meilen weiten Atlantik vor, aus Furcht, daß Hitler »zwei leichte Sprünge« von Dakar nach Brasilien und von Brasilien nach New York mache. Also müsse entweder bei Churchill oder bei Roosevelt eine Schraube locker sein. Die Armeen eines Weltreiches von 500 Millionen Menschen nutzten weiter nichts ab als ihre Hosenbuden. . . . Wie dieses Blatt, so betonen auch andere, daß die Behauptungen Roosevelts von den deutschen Angriffsabsichten schon deshalb ungläubwürdig sind, weil der Präsident eine Veröffentlichung der entsprechenden Dokumente nicht machen könne. Roosevelt wird ganz offen der Lüge und der Heuchelei angeklagt.

Im plutokratischen Lager und nicht zuletzt bei den Sowjets wird in diesen Tagen überhaupt viel angeklagt. Wo bleibt die angekündigte Offensive im Kaukasus? Wo bleibt die versprochene Hilfe, so fragt der Herr Stalin von Samara. Ein Bericht aus London gibt Antwort, daß die Engländer das Offensivprojekt im Kaukasus »zumindest vorläufig« haben fallen lassen. Der Plan sei lange studiert, aber nicht gebilligt worden, weil die Transportierung einer britischen Armee nach dem Kaukasus die Verkehrswege durch Persien hindurch derartig belasten würde, daß es keine Transportmöglichkeiten für die Kriegsmateriallieferungen an Rußland mehr gäbe. Die Sowjets aber erachten Kriegsmaterial sicherlich für wichtiger als Menschenmaterial. . . . Waren die Engländer schon einmal an einer Ausrede verlegen, wenn es galt, Bundesgenossen im Stiche zu lassen? Der einzige Frost, den Churchill der Sowjetunion bieten kann, ist der hoffnungsvolle Song: »Wenn der Frühling kommt, werd ich bei Dir sein. . . .« Denn dann werde vielleicht eine zweite Eisenbahnlinie durch den Iran fertiggestellt sein. . . . Stalin wird vergebens anklagen. Was England heute den Sowjets bietet, besteht derzeit ausschließlich aus hübschen Märchen. Die »Times« berichtet ein nach dem andern Mal vom Osten, daß es den Sowjets gelungen wäre, aus dieser und jener Stadt die wichtigsten Industrien zu verlegen und die Maschinen mitzunehmen, sodaß die industrielle Kapazität gewahrt würde. Ja, aus Kiew hätten die Russen bereits 14 Tage vor der Einnahme durch die Deutschen ein Industriewerk evakuiert und in der Nähe des Urals wieder aufgebaut. Die Leistung des Werkes sei nicht nur erhalten geblieben, sondern hätte sich sogar verdoppelt. Wie das möglich ist, verrät die Tante »Times« zwar nicht, aber offensichtlich hat den Maschinen der Klimawechsel außerordentlich wohl getan. Sie spucken jetzt nur so vor Freude — Panzer und Kanonen auf das Schlachtfeld. . . .

Was berührt das Churchill? Er hat schon viele Völker im Dienste Englands

Entrüstung in Finnland

Selbst in USA Befremden über Hulls Drohung gegen das finnische Volk

Helsinki, 5. November
Staatssekretär Hull hat am Montag eine Erklärung über das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Finnland abgegeben, die eine im internationalen Verkehr bisher ohne Beispiel dastehende Einmischung in die Angelegenheiten des

finnischen Volkes zugunsten der Bolschewisten darstellt. Die Erklärung Hulls gipfelte in der Warnung, daß Finnland seine militärischen Operationen gegen die Sowjetunion prompt einstellen müsse, wenn es wünsche, sich die Freundschaft der Vereinigten Staaten zu erhalten.

sowjetischen Unterdrücker hier in den höchsten Tönen gelobt wurde.

Der stets antideutsche Rundfunkprediger Godwin bezeichnet Hulls Erklärung als herzlos und weist ebenfalls auf die großen Sympathien hin, die man 1940 hier Finnland gezeigt habe, als die taplere kleine Demokratie, die als einzige Nation stets ihre Schulden an die USA zahlte, sich des brutalen Angriffes erwehren mußte. Jetzt, so fuhr Godwin fort, habe Finnland das Pech, auf seiten Deutschlands zu stehen, während sein früherer Gegner, Sowjetrußland, im Lager des »Pachtelhohn Bull« steht und daher von der USA-Regierung als befreundet angesehen werde.

Der demokratische Senator Clark nannte die Finnland-Erklärung »völlig schamlos«. Der republikanische Senator Nye sieht in der Hull-Warnung einen Reflex der USA-Demokratie und amerikanischen Denkens.

Der frühere Präsident Hoover legte in einer öffentlichen Erklärung gegen die Haltung der USA-Regierung Verwahrung ein. »Die Finnen«, so erklärte er, »waren das einzige Volk Europas, das das Geld zurückzahlte, das wir ihnen geliehen hatten. Erst vor zwei Jahren wurde diese friedliche kleine Nation schmählich von der Sowjetunion überfallen. Unser ganzes Land feierte Finnlands Widerstand als heroischsten Kampf der Demokratie seit der Schlacht an den Thermopylen. Um etwas zu retten, lieferten die Finnen ein Drittel ihres Landes an die Sowjetunion aus. Daraufhin vertrieben die Kommunisten 600.000 finnische Männer, Frauen und Kinder aus ihrer Heimat, die sie 500 Jahre besessen hatten. Dabei durften sie nicht einmal ihre Bettwäsche mitnehmen, um sich vor der Winterkälte zu schützen. Können die USA jetzt die Finnen schmähern, weil sie die erste Gelegenheit benutzten, ihre Heimat wieder aufzurichten und ihre früheren Landsleute zu befreien? Haben die USA jeden Sinn für menschliche und moralische Zustände verloren?«

Eine Erklärung Rytis

Historische Aufgaben Finnlands

Helsinki, 5. November
Der finnische Staatspräsident Ryti wies in einem Interview, das er einem Korrespondenten der »North American Newspaper Alliance« gewährte, darauf hin, daß die Finnen unter eigenem Kommando an einer 460 Meilen langen Front kämpften. Den Oberbefehl über die Gesamtoperationen habe Generalfeldmarschall Mannerheim inne. Finnland sei an der historischen und politischen Ordnung seines Landes interessiert. Der finnische Vormarsch werde von den finnischen Defensiv- und Sicherheitsinteressen bestimmt. Im Hinblick auf die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten erklärte der Staatspräsident, die USA müßten sich dessen bewußt sein, daß die Sowjets Finnland mehrfach angegriffen hätten und daß Finnland sich so gut wie möglich zu verteidigen suche.

amerikanischen Transporte und die Freimachung der sowjetischen Truppen von der langen finnischen Front zum Ziele hätten.

»Uusi Suomi« stellt mit Bitterkeit die Tragik fest, die für das kleine Finnland darin liege, daß es einmal, im Weltkrieg, als es in schwächerer Stellung gegen den großen Angreifer stand, das Mitgefühl der Welt erregte, jetzt dagegen, wo es unter günstigeren Vorzeichen kämpfe, das Gegenteil der Fall sei. Das Volk sei von der Richtigkeit und Unerläßlichkeit des Weges, den es gehe, zutiefst überzeugt und werde ihn darum mit gutem Gewissen auch zu Ende gehen.

»Suomen Sosialidemokraatti« weist die Behauptung zurück, Finnland diene den militärischen Bestrebungen Deutschlands und die Regierung sei in ihren Entscheidungen nicht frei. Diese Behauptungen seien bereits viele Male als unzutreffend zurückgewiesen worden.

„Herzlos“ und „schamlos“

Der Widerha! in der amerikanischen Öffentlichkeit

New York, 5. November.

Hulls Drohung an Finnland hat selbst bei den zum Interventionismus neigenden USA-Kreisen starkes Befremden hervorgerufen. »Washington Times Herald« charakterisiert Hulls Vorgehen als ein seltsames Spiel gegenüber einem kleinen Land, das noch vor Jahresfrist wegen seines tapferen Widerstandes gegen den

Verkappte Hilfe für die Bolschewisten

Helsinki, 5. November
In den Leitartikeln der finnischen Morgenpresse spiegelt sich deutlich die Entrüstung, die die unverständlichen Vorstellungen der Vereinigten Staaten im finnischen Volke hervorgerufen haben. Die Blätter weisen darauf hin, daß die Lage in Finnland sich seit der Abgabe der Antwortnote auf die englische Drohung nicht geändert habe. Hervorgehoben wird, daß die jetzigen USA-Forderungen in Wirklichkeit nur die Entsetzung der Murmanbahn für die englisch-

Fast durchgefallen

Laguardia mit nur 133.841 Stimmen Mehrheit zum Oberbürgermeister von New York gewählt

New York, 5. November.

Laguardia ist zum dritten Mal mit einer Mehrheit von nur 133.841 Stimmen gegen den demokratischen Kandidaten O'Dwyer zum Oberbürgermeister von New York gewählt worden. Laguardia vereinigte auf sich 1.186.394 Stimmen, O'Dwyer dagegen 1.052.553 Stimmen.

Reuter bemerkt dazu, diese Mehrheit sei die knappste, die seit einer Generation bei der Wahl des Bürgermeisters von New York festgestellt worden sei.

Obleich Laguardia nicht nur die bedingungslose Unterstützung der Roosevelt-Clique, sondern auch der Juden und Kommunisten hatte, wird aus New York gemeldet, hätten bereits die ersten Teilergebnisse ein scharfes Rennen zwischen dem zur Wiederwahl stehenden Laguardia und dem demokratischen Staatsanwalt O'Dwyer gezeigt.

Laguardia, der, wie er über seine Abstammung selbst erzählte, seine Mutter

auf dem jüdischen Friedhof in Budapest beerdigte und von seinem Vater im Ghetto von New York das Hebräische und den Talmud lernte, hat bekanntlich sein Fähnlein oft gewechselt, je nach dem Wind, der ihm für seine politische Strebebahn günstig schien. Dadurch gelang es ihm, im November 1933 zum ersten Mal zum Oberbürgermeister von New York gewählt zu werden.

Es wäre verfehlt, aus der knappen Mehrheit, durch die Laguardia jetzt mit Hilfe der Roosevelt-Clique, der Juden, die bekanntlich drei Millionen der Einwohnerschaft New Yorks ausmachen, und der Kommunisten zum dritten Male Oberbürgermeister werden konnte, voreilige Schlüsse zu ziehen. Das Ergebnis zeigt aber immerhin, daß trotz der unentwegten Agitationshetzen der Kriegstreiber ein nicht unbedeutender Teil der USA-Bevölkerung die klare Vernunft gegenüber den Hetzereien dieser Judenclique nicht verliert.

Moskauer „Erfolge“

Neuer Lügenluftangriff auf deutsche Städte

Berlin, 5. November.

Nachdem die Sowjets eben erst mit ihrem Stratosphärenangriff auf Berlin etwas ganz Erstaunliches geleistet hatten, da sie dabei weder Flugzeuge noch Bomben einzusetzen brauchten, haben sie gleich noch einen billigeren Angriff dieser Art gestartet. Am Mittwoch früh überraschte der Moskauer Rundfunk die Welt mit der Meldung über Angriffe der Sowjetluftwaffe auf Danzig, Königsberg und Riga, der in der Nacht zum Mittwoch vor sich gegangen sein sollte. Der Bericht, der natürlich von Reuter freudig aufgegriffen wurde, meldet Explosionen und Brände und sucht sich dadurch den Anschein von Wahrhaftigkeit zu geben, daß er mitteilt, vier Sowjetflugzeuge seien nicht zu ihren Stützpunkten zurückgekehrt.

Wo nun die Sowjets diese vier Maschinen verloren haben, wissen wir nicht, jedenfalls nicht bei dem angeblichen Angriff auf Danzig, Königsberg und Riga; denn der hat nie stattgefunden und diese Städte hatten in der angegebenen Nacht überhaupt keinen Alarm. Doch was kümmert das Radio Moskau oder seinen

ehrenwerten Lügengenossen Reuter? Sie lügen, was ihnen gefällt, nur etwas stur und zu plump.

Wo sind Ihre Dokumente, Mr. Roosevelt?

Berlin, 5. November.

Anderthalb Wochen sind nun schon vergangen, seit Mr. Roosevelt die Welt mit der Behauptung überfiel, er habe Dokumente in der Hand, die Deutschlands Herrschaftspläne in Südamerika und einen deutschen Plan zur Abschaffung aller Religionen in der Welt bewiesen. Wir haben Roosevelt einen Fälscher genannt und sofort um Veröffentlichung gebeten. Er hat sich mit angeblichen Notizen auf der Karte, die er nicht preisgeben könne, herausgeredet. Die Notizen hätte er inzwischen ausradieren oder überdecken und die Karte oder auch eine neu gezeichnete Ersatzkarte photographieren lassen können. Roosevelt hat geschwiegen und den Vorwurf der Fälschung auf sich sitzen lassen in der Hoffnung, die Welt werde es wieder vergessen. Wir aber vergessen es nicht, Mr. Roosevelt, und fragen erneut: Wo sind Ihre Dokumente?

In wenigen Zeilen

Sowjetisches Kriegspotential erschöpft. Der türkische General Sabis stellt im Blatt »Tas-viri Efkar« fest, daß das Kriegspotential der Sowjets so gut wie erschöpft sei. Die amerikanische Hilfe genüge nicht, um den Widerstand der Sowjets aufrecht zu erhalten.

Volksentscheid in Rumänien. Das rumänische Volk wird für Sonntag, den 9. d. zu einem Volksentscheid aufgerufen, bei dem es seine Stimme für die Billigung oder Nichtbilligung der Befreiungspolitik des Marschalls Antonescu seit dem 6. September 1940 abgeben soll. Juden sind von der Volksabstimmung ausgeschlossen. Eine Propaganda für oder gegen die Abstimmung ist verboten.

Täglich 17,5 Millionen Pfund für Englands Krieg. Wie die »New York Times« aus London berichtet, erreichten die britischen Kriegsausgaben in der letzten Woche im Tagesdurchschnitt 17,5 Millionen Pfund und damit die höchste Ziffer seit Beginn des Krieges.

General Neditsch für enge Zusammenarbeit mit Deutschland. Der Ministerpräsident Serbiens, General Neditsch, hielt im Belgrader Rundfunk eine Ansprache, in der er die Bevölkerung seines Landes zu engerer Zusammenarbeit mit Deutschland aufforderte.

Verfahren gegen Jud Fildermann. Gegen den Juden Fildermann, den Präsidenten des Verbandes der jüdischen Gemeinschaften Rumäniens, hat die Bukarester Advokatenkammer wegen seines bekannten Briefes an Marschall Antonescu ein Verfahren eingeleitet.

Eingeständnis des Ersten Lords der Admiralität. Kürzlich gab der Erste Lord der britischen Admiralität zu, daß die deutsche Seetätigkeit seit dem Krieg mit den Bolschewisten zugenommen, statt abgenommen habe.

Englische Geiseln in Frankreich. Die französische Regierung in Vichy hat 14 an der Riviera lebende und im wehrfähigen Alter stehende Engländer als Geiseln für sieben in Syrien von den Briten verhaftete französische Zivilisten internieren lassen, darunter den Sohn des früheren englischen Ministers Amery.

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Wie man erfährt, haben nunmehr auch die verbissensten Bolschewisten, die die Stimmung der Moskauer Bevölkerung noch aufpulvern wollten, die sowjetische Hauptstadt bereits verlassen. In den letzten Tagen seien auch Kalinin und Wischinsky aus Moskau abgereist.

Guam wird evakuiert. Wie aus Tokio berichtet wird, haben die USA-Behörden der Insel Guam im Stillen Ozean mit Rücksicht auf die gespannten Beziehungen zu Japan mit der Fortschaffung der amerikanischen Frauen und Kinder begonnen.

Japanische Staatsangehörige in Indien verhaftet. Wie der britische Nachrichtendienst meldet, wurden in den letzten Tagen in Indien und Birma einige japanische Staatsangehörige verhaftet.

sterben sehen, warum sollen die Völker der Sowjetunion eine Ausnahme bilden? Es ist dieselbe Gesinnung, dasselbe pathologische Verbrechen, das Roosevelt kennzeichnet. Nicht wir allein stellen dies fest, wir lesen da gerade von einem offenen Brief des Vorsitzenden des Ausschusses »Keep America out of Wars«, der an Roosevelt gerichtet ist. Roosevelt wird darin angeklagt, einer verbrecherischen Verschwörung anzugehören, die zum Ziele hat, die Vereinigten Staaten in einen zweiten Weltkrieg zu stürzen. Die Umtriebe der amerikanischen Regierung kämen einer Revolte gegen das UAS-Volk und gegen die USA-Gesetze gleich.

Sie klagen Roosevelt und Churchill an. Die furchtbarste Anklage aber wird von den Millionen Toten, von den Müttern und Kindern, die ihre Lieben verloren haben, gegen diese Blutschuldigen erhoben werden. Es liegt eine furchtbare Anklage gegen das demokratisch-plutokratische System in der Tatsache, daß die Völker, die mit der Gottesgeißel derartiger Politiker behaftet sind, sich vor diesen unheilbaren Verbrechern nicht rechtzeitig schützen können.

14:1

Die Übermacht der deutschen Luftwaffe immer offensichtlicher

Berlin, 5. November.

Die Briten verloren bei ihren militärischen wirkungslosen Einflügen über den Kanal und in das Reichsgebiet während des Monats Oktober 236 Flugzeuge.

Die Mehrzahl der Abschüsse, allein 82, erfolgten durch deutsche Jäger, dazu kamen weitere 24 Abschüsse durch Nachtjäger. Flakartillerie schoß 69 britische Flugzeuge ab, andere deutsche Kampfflugzeuge 10, Marineartillerie vernichtete 47, 3 Flugzeuge stürzten ab und eines ist notgelandet. Die ganze Überlegenheit der deutschen Luftwaffe zeigte sich besonders im Luftkampf der Jäger gegen Jäger. Die Briten verloren in diesem Kampf nämlich 68 Spitfire, während dabei nur 5 deutsche Jagdflugzeuge verloren gingen. Das bedeutet, daß die Briten fast 14 Jagdflugzeuge verloren, ehe ein deutsches Jagdflugzeug abgeschossen wurde.

Briten verloren 112 Zerstörer

Der größte Teil der Verlustanzeigen auch weiterhin in Channelis Schiffschanch

Berlin, 5. November.

Die britische Admiralität ist in der ganzen Welt dafür bekannt, daß sie die Verluste der britischen Kriegsflotte nur zu einem kleinen Teil und nur nach langem Zögern bekanntgibt. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß sie die große Einbuße an Zerstörern, die sie beständig durch die Angriffe der deutschen Unterseeboote und Oberwasserstreitkräfte sowie durch die Luftwaffe erfährt, immer wieder vor der Öffentlichkeit zu verbergen oder einzuschränken sucht. Sie ließ bisher nichts darüber verlauten, daß die deutschen Unterseeboote während des Monats Oktober fünf britische Zerstörer, die die Geleitzüge zu sichern suchten, versenkt haben.

Durch diese Versenkungen erhöht sich die Zahl der von der deutschen Kriegsmarine vernichteten britischen Zerstörer auf insgesamt 65. Dazu versenkte die deutsche Luftwaffe seit Kriegsbeginn insgesamt 47 britische Zerstörer. Die britische Admiralität hat aber bisher nur 58 Zerstörer namentlich als verloren zugegeben, während es in Wahrheit 112 allein im Kampf mit der deutschen Kriegsmarine und Luftwaffe gewesen sind. Es stellt sich also wieder einmal heraus, daß die britische Admiralität die Wahrheit nur zur Hälfte einzugestehen den Mut hat.

Tobruk unter Beschuss

Rom, 5. November.

Der italienische Wehrmachtbericht vom Mittwoch hat folgenden Wortlaut:

Im Verlauf des gestrigen Tages führten feindliche Flugzeuge erneut kurze Einflüge auf einige Landstriche Südsiziiliens durch. Es wurden drei Personen verwundet. Durch lebhaftes Abwehrfeuer wurde ein feindliche Flugzeug über dem Meere abgeschossen, ein weiteres Flugzeug wurde von einem unserer Flugzeuge vor der Küste wirksam beschossen und ist als verloren zu betrachten.

In Nordafrika wurden zwei feindliche Bomber im Laufe eines Luftangriffes auf das Gebiet von Bengasi von einem unserer Jagdflugzeuge brennend zum Absturz gebracht. Die Verteidigungsanlagen von Tobruk wurden von unserer Artillerie beschossen und von deutschen Stukas bombardiert.

In Ostafrika wurden einige feindliche, mit Truppen beladene Kraftwagen vor den Stellungen von Culquabert von unseren Batterien getroffen und zerstört. Die feindlichen Truppen erlitten Verluste. An den anderen Abschnitten der Front wurden feindliche Einheiten von unseren Verbänden angegriffen und zersprengt.

Judennamen

In Untersteier und anderwärts

Wie kommt es, daß in Wien einst Hunderte von Juden herumsaßen, die Wassermann hießen (und ihrem Namen keineswegs Ehre machten), und daß es in fast allen ostmährischen Gauen zahlreiche reindutsche Bauernfamilien mit dem gleichen Namen gibt, die schon ein halbes Jahrtausend und noch länger den Heimatboden bebauen? Wie kommt es, daß einem gleich am Eingang des jüdischen Friedhofes in München von einem prunkvollen Grabstein in goldenen Lettern der Name Neubauer entgegenleuchten konnte, der doch gar nicht jüdisch ist? Und wie kommt es, daß eine alte Familie, die ihr Ariertum bis ins 16. Jahrhundert hinein nachweisen vermag, sich ausgerechnet Abraham nennt?

Um auf diese und ähnliche Fragen, die häufig gestellt werden, die Antwort zu finden, muß man der Entstehung der Namen nachgehen. Schon unter den Babyloniern, Persern, Griechen und Römern haben die Juden die Namen des Wirtsvolkes angenommen oder ihre jüdischen Namen entsprechend »angeglichen«. So wird im Buch Esther ein Jude Mardochai erwähnt (nach dem babylonischen Gott erdrukt), der Name Esther selbst ist persisch und bedeutet »Stern«, während die Jüdin Esther, die Xerxes in seinen Harem nahm, richtig jüdisch Hadassa = »Myrthe« hieß. So würde ferner aus einem Volljuden Schimeon oder Jochanaan ein griechisch klingender Simon und Joannes und aus dem Saul ein »Römer« Paulus.

So haben auch in der Untersteiermark Juden wie Loeb, Orenstein und Moses sich zur Zeit des jugoslawischen Regimes zu einem Larič, Obradović und Marič umgewandelt, wie man sich in Marburg und Pettau noch erinnern wird. In Serbien machten sich die Juden schon frühzeitig zu »Vollblutslawen«. Das erleichterte ihnen die vielfach führende Rolle, die sie im wirtschaftlichen Leben und in der — Politik spielten. Zahlreiche serbische Politiker und höhere Offiziere waren mit Juden verschwägert, die reinserbische Namen hatten.

Die in Deutschland, vor allem in den größeren Städten lebenden Juden eigneten sich schon im Mittelalter schöne deutsche Familiennamen an, wie Gumprecht, Isenlieb, Süßkind, Freund, Rosenberger, ja sogar Bischof. Sie hießen nun genau so wie Tausende deutscher Bürger. Auch Hausnamen und Hauszeichen sind in jener Zeit, in der die Häuser noch keine Nummern trugen, Namengeber für Juden (Drach, Lindwurm, Bär, Haas, Stern). Auch das sind Namen zahlloser Deutscher. Dazu kamen deutsche Städte-, Gau- und Stammesnamen. Aber der Großteil der Juden war noch bis ins 18. Jahrhundert ohne Familiennamen, sie hießen Levi, Sohn des Nathan, und so ähnlich.

Als nun Josef II. 1787 in Österreich anordnete, daß alle Juden Namen benennen sollten, entstand eine neue Gruppe von Judennamen. Diese wurden durch die Ortsbehörden verliehen, denen die Weisung gegeben war, recht verschiedenartige Namen auszuteilen, um eine — vor allem den Gerichten wünschenswert erscheinende — Unterscheidungsmöglichkeit zu schaffen. Denn bisher tauchten Juden, um die sich die Justiz kümmerte, regelmäßig »im Meer der jüdischen Anonymität« unter. Kommissionen haben später bei Überprüfung der militärischen Aushebungslisten besonders in Galizien die Feststellung machen müssen, daß die kaiserliche Verordnung recht lückenhaft befolgt worden war, und haben nun »nachgetauft«. Dabei ist man dann wohl oft mit einer Art grimmigen Humors vorgegangen, die noch heute zum Lachen reizt, zumal, wenn man sich vorzustellen versucht, wie diese jüdischen Familienväter ausgesehen und — gerochen haben mögen.

Essen und opfern

Zum Opfersonntag am 9. November

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes ist nicht als eine lediglich soziale Angelegenheit zu betrachten; es ist darüber hinaus ein Erziehungsmittel am ganzen Volk. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen wird jedem verständlich, warum es mit einem einmaligen Opfer nicht getan ist, auch wenn dieses noch so groß wäre. Der Einzelne soll immer wieder daran erinnert werden, daß es Hunderte Volksgenossen gibt, die das Schicksal weniger günstig bedachte als ihn. Er soll im Sinne einer echten Volksgemeinschaft stets einen Teil fremder Not auf sich nehmen, wodurch seine Opferbereitschaft erhalten und er jederzeit fähig sein wird — ohne dazu erst einen Anlauf nehmen zu müssen — Gemeinnutz vor Eigennutz setzen zu können.

Im Dienst dieser Erziehungsarbeit sind mehrere Möglichkeiten zum Opfern gestellt worden. Eine davon ist, neben der uns nunmehr bekanntesten Straßensammlung, der Opfersonntag, an dem sich jeder Volksgenosse in seiner persönlichen Lebensführung einer fühlbaren Einschränkung unterwirft, er an seinem üblichen Sonntagessen Einsparungen macht und diese der Winterhilfe zuführt.

So wird statt mehreren Speisen an diesem Tag überall im Reich nur eine gekocht und jeder Volksgenosse, ob arm oder reich, ißt am Opfersonntag sein Eintopfgericht. (Eintopfsonntag.)

Die dadurch erübrigten Beträge werden in den Haushaltungen auf eine Liste gesammelt, in der jeder Haushaltsvorstand und Untermieter verzeichnet ist. Bei der Sammlung trägt der Spender seinen Namen in diese Liste als Bestätigung seines Opfers ein.

Es hat eine Zeit gegeben, in der gesagt wurde: »Gegen Demokreten helfen nur Soldaten.« Wir wissen, daß diese Zeit vorüber ist, im totalen Krieg hilft alles zum Sieg, auch das, was der einzelne ißt oder nicht ißt.

Zur Zeit Friedrichs des Großen war das noch ganz anders. Er konnte daher ruhig behaupten: »Alle Kultur kommt aus dem Magen.« Hätte die deutsche Staatsführung nicht Vorräte gesammelt und deren gerechte Verteilung organisiert, würde uns widerfahren können, was der Meisterlügen der Welt jenseits des Kanals stets verkündete: Der Mangel an Lebensmitteln und die sich daraus erge-

benden Folgen hätten uns zur Kapitulation zwingen können.

Das Wort Friedrichs des Großen hätte, im Falle eines Sieges kommunistischer Horden, umgewandelt werden müssen: »Alle Kultur versank in den Mägen«, oder wie es Müller sang: »Das Essen brachte uns ums Paradies.«

Die unerhörten Leistungen des deutschen Volkes haben die englischen Generale, und nicht zuletzt ihren General Hunger, längst in der Versenkung verschwinden lassen. Wenn aber kriegshetzende Juden und Judengenossen dessen ungeachtet fortfahren, diese Methode weiterzuspüren, so wird das niemanden verwundern; sind wir doch längst daraufgekommen, daß sich diese lebendigen Toten mangels anderer Möglichkeiten in den Mauloffensiven austoben und Makulatur reden, nur deshalb, weil sie nichts ungelogen lassen können. Ihre Mißlaute werden ihre gelassene Ruhe nicht stören. Wir hatten uns

schon daran gewöhnt, als wir, trotz des sogenannten Friedens, ihren Wirtschaftskrieg vereiteln mußten, um unseren Arbeitern das tägliche Brot zu sichern. Auch sind wir darauf gefaßt, daß die Mauldresche erst verstummt wird, wenn die Lakaien in London melden werden: »Der Lord läßt sich entschuldigen; er ist zu Schiff nach — Kanada.«

Das deutsche Volk aber hat sich inzwischen zweifelsfrei überzeugen können, daß ihm in seiner heutigen Zusammenballung niemand gewachsen ist. Und wenn seine Organisation einfach unüberwindbar ist, darf keines der Mittel unterschätzt werden, die diese Organisation schufen oder festigen. Eine Schraube darf aber ist das Winterhilfswerk und damit der Opfersonntag. In Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Tages wird nun zur Beurteilung des Einzelnen das alte Wort herangezogen werden können: Der Mensch ist, was er ißt. Sebastian Weiß

Prügelbanden gegen die Lorenzer Deutschen

Am Nordabhang des Bachern, von dichten Tannenwäldern rings umschlossen, liegt der Markt Lorenzen. Man würde es gar nicht für möglich halten, welche Menge des Deutschen Hasses über diesen ruhigen Erdenwinkel in den letzten zwanzig Jahren hinwegbrauste. Die meist zugewanderten Deutschhasser sagten einerseits immer, daß es in Lorenzen keine Deutschen gebe, andererseits nannten sie aber dieses stille Tal ein »Klein-Berlin!«

Der Markt Lorenzen wurde schon bei der für die Slowenen schlecht ausgefallenen Volksabstimmung in Kärnten äußerlich balkanisert.

Dem einzigen verbliebenen deutschen Verein, dem im Jahre 1901 gegründeten »Lorenzer Männergesangsverein«, seinen Gründern und Mitgliedern galt der ganze Haß der Behörden und der zugewanderten Elemente. — Besonders fürchtete man, daß die bodenständige Bevölkerung bei einem »Jagaball« oder einer »Liedertafel« ihr Bekenntnis zum Deutschtum ablegen könnte und verhinderte fast alle Veranstaltungen.

Der »Tanz auf der Alm« im Jahre 1923

wurde gestört, es kam eine ortsfremde Prügelbande, aber die Lorenzer Handwerker, Bauern und Arbeiter machten Front. Die Bande mußte hinunter über alle Stiegen, und das Hasenpanier ergreifen.

Am 15. November 1924 bei der »Liedertafel« kamen sie wieder, gerode als das Lied »Das stille Tal« gesungen wurde, diesmal nicht mit blauen Schürzen, sondern in der Uniform der »Orjuua« und mit der Waffe in der Hand, und verboten das Singen deutscher Lieder!

Seit dem Jahre 1939 drohte man den heimatlosen Steirern immer häufiger mit der »Aussiedlung« ins Reich, mit der Evakuierung der Kinder nach Sarajewo, und die im Markt einquartierte serbische Soldateska hatte den Auftrag, im Frühjahr 1941 den ganzen Ort in Brand zu stecken und heimatlose Männer zu verschleppen.

Aber die deutsche Wehrmacht setzte diesem Spuk und allen Wunschträumen der Zugewanderten ein jähes Ende und jetzt schließen sich in Lorenzen alle Heimatlosen, ohne Unterschied, zusammen, um auch ihren Beitrag zum Wiederaufbau der schönen untersteirischen Heimat und damit des ewigen Großdeutschen Reiches zu leisten. Herbert Jäger

Versammlungen in der Untersteiermark

In der Fortsetzung der Versammlungswelle des Steirischen Heimatbundes finden Donnerstag, den 6. November in den Kreisen Cilli, Luttenberg und Pettau in folgenden Ortsgruppen Versammlungen statt:

Rohitsch-Sauerbrunn, Beginn 17 Uhr, Redner Kreisführer Dorimeister.

Cilli-Köttling, Beginn 17 Uhr, Redner Kam. Dr. Juchart.

Oberburg, Beginn 17 Uhr, Redner Kam. Lösel.

KleinSonntag, Zeesendorf, Beginn 20 Uhr, Redner Kam. Dr. Moor.

KleinSonntag, Altstraße, Beginn 18 Uhr, Redner Kam. Dr. Moor.

Süßenberg, Oberwölling, Beginn 20 Uhr, Redner Kam. Tschiggerl.

Süßenberg, Unterwölling, Beginn 20 Uhr, Redner Kam. Posch.

Hier eine solche Namen-Auswahl von galizianischen Juden, die Max Gottschald in seiner Deutschen Namenkunde zum besten gibt: Pulverbestandteil, Ladstockschwinger, Wallach, Sturmhauf, Ulanperl, Ördynanz, Singmirwas, Küssemich, Borgenicht, Saumagen, Netto, Taschengreifer, Galgenvogel und -strick, Fresser, Schnapsler, Temperaturwechsel, Dintenfaß, Schuhwuchs, Schwefelduft, Baumöhl, Lakritzensaft, Eierweiß, Kariol, Wanzenknicker, Gardinen-, Achsel- und Kanalgeruch, Kanalgitterbestandteil, Arm-schweiß, Leibspritz, Bauchgedanke, Ge-

säßgezwtischer. Dieser letzte Name ist aber von seinem Träger in Hohenfels umgewandelt worden. Auch andere deutschadelige Namen wurden von Juden angenommen, so Pappenheim, Craillsheim, Lichtenstein, Schaumburg usw. Die Juden hatten ja durch Jahrhunderte die Möglichkeit, sich jeden beliebigen deutschen Namen beizulegen. Und sie machten von diesem »Recht« ausgiebigsten Gebrauch; die weitaus häufigsten Namensänderungen gab es bei den Juden. Und da man ihnen von altersher weder den Hang zu besonderer Reinlichkeit

noch zu bäuerlicher Arbeit nachsagte, griffen sie zur Tarnung ihrer Rasse mit Vorliebe nach reinlich und bäuerlich klingenden Namen, wie es z. B. die eingangs erwähnten Wassermann und Neubauer sind.

Und der Name Abraham, Elias u. dgl. bei arischen Familien? Das sind verhältnismäßig späte Namen. In der Reformationszeit liebte man bekanntlich biblische Vornamen. Und Vornamen wurden gar oft zum Familiennamen, wofür wir je Beweise genug haben. A. Ger.

Am 9. November

Opfersonntag

Da opferst auch Du!

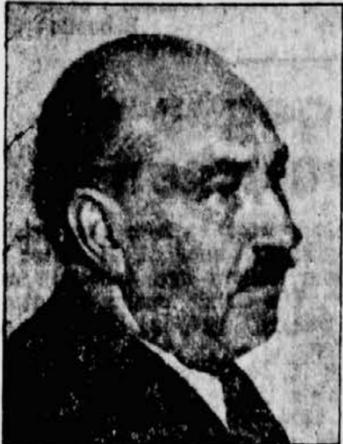
Kein Haus
im Unterland ohne
»Marburger Zeitung«

VOLK und KULTUR

Deutsch in Scherz und Ernst

Zum 75. Geburtstag Paul Linckes

»Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens ist des Künstlers Beruf!« Mit diesem ewig gültig bleibenden Satz verkündet der große Tonmeister der nationaldeutschen Romantik, Robert Schumann, die Aufgabe des Künstlers. Vielfältig ist die Kunst in ihren Darbietungen; reich ist die Fülle ihrer Gaben und Geschenke. Wie immer das göttliche Feuer sich offenbart, als lodernde Fackel, als geruhsam brennende Studierlampe oder als hüpfendes elektrisches Fünkchen, immer erfüllt es seinen geheiligten Zweck der Menschheitsbeglückung, wenn es zum Herzen vorzudringen weiß. Darum ist neben der »hohen« Kunst auch die schlicht-feierabendliche Kleinkunst von kulturellem Wert, die wie ein Glühwürmchen über die dämmerische Wiese huscht und das sinnige deutsche Herz beglückt.



Weltbild (M.)

Solch ein Meister der »Glühwürmchen-idylle« ist unser in Deutschlands weiten Gauen wahrhaft volkstümlicher Tonmeister Paul Lincke, der am 7. November seinen 75. Geburtstag feiern kann.

Lincke, der Altmeister der Berliner Operette, gehört zu den vom Schicksal und durch eigene Leistung begünstigten Komponisten, an deren Weitwirkung die Flut der Zeit spurlos und schadlos vorbeiräuschte. Ein starkes Halbsäkulum lang erfreut sein Gesang und Klang schon die Herzen der Menschen weit über der deutschen Heimat Grenzen hinaus. Nur die Älteren werden sich erinnern, welchen gewaltigen Erfolg etwa die musikalische Revue »Lysistrata« errang, in der jenes erwähnte »Glühwürmchenidyll« um die Jahrhundertwende erklang: »Wenn die Nacht sich niedersenkte. Und nicht nur in Deutschland, sondern auch weit draußen in der Welt sang, spielte und trällerte man alle die »Schlager«, die Meister Lincke auf eine neuartige, höhere Stufe gerückt hatte, ohne doch im mindesten trocken-philiströs zu wirken. Das Dreiste, Freche der bisherigen Großstadtmusik schaltete er aus; denn Lincke, ein Sohn der Reichshauptstadt, kannte das Gemüt der Großstädter besser als viele seiner ausländischen Kollegen und Wettbewerber. Er weiß, daß auch in der »mondain-

sten Psyche« eine menschlich-schlichte Seele wohnt, die sich nach Licht und Freude, nach ein wenig Heiterkeit und harmloser Tollheit sehnt. Und wenn französische Tondichter den Wert des Pikant-Lasciven überschätzten, so unterschätzte der Deutsche Lincke den Wert des Gemütvollen und Harmloslustigen keineswegs. Er konnte ja aus der Erfahrung des Vergleiches schöpfen; denn einige Jahre hindurch — um 1898 — hatte er als Kapellmeister am Pariser Revuetheater »Folies Bergères« gewirkt. In sein Vaterland zurückgekehrt, hat er es verstanden, allgemein Bühnenwirksames mit deutscher Solidität zu vereinigen. So entstanden die noch heute lebenden Werke »Frau Luna« mit dem ewig jungen Liede »Schlösser, die im Monde liegen«, dann »Venus auf Erden«, »Im Reiche des Indra«, »Halloh, die große Revue« und so fort.

Es weht eine frische, frohe Lebensluft in den Werken Paul Linckes, der übrigens meist auch den Text zu seinen Tonstücken selbst verfaßte und deshalb doppelten Anspruch darauf hat, als rechter volkstümlicher Künstler zu gelten. Und

Lesefreudige deutsche Jugend

Bei der Tagung »Jugend und Buch« in Wien kam auf die Frage des Jugendbuches innerhalb der weltanschaulichen Erziehung der Jugend zur Sprache. Alle Referenten stellten fest, daß das deutsche Jugendbuch der nationalsozialistischen Weltanschauung gerecht werden müsse und daß die Förderung der HJ in dieser Hinsicht schon zu erfreulichen Ergebnissen auf dem Büchermarkt geführt hatte. Besonders scharf wandte sich Ministerialrat Dr. Denhardt gegen die Behauptung, daß die heutige Jugend weniger als früher lese. An verschiedenen überzeugenden Beispielen wies der Redner nach, daß die Jugend heute mehr lese als früher. So kam es in einer mitteldeutschen Kleinstadt im Zeitraum eines Jahres bei einem Bestand von 3000 Jugendbüchern und einem festen Leserkreis von 1500 Jugendlichen zu 15.500 Buchausleihungen. Wenn heute das Jugendbuch und besonders das Kriegserlebnisbuch eine so hervorragende Rolle spiele, so kann dies als sehr erfreulich bezeichnet werden. Bei der Lösung der Fragen der Jugend- und Volksbüchereien arbeitet die HJ mit den verschiedensten staatlichen Stellen eng zusammen.

Der Leiter der Reichsschriftumsstelle der Hitler-Jugend, Oberbannführer Fritz Helke, stellte in seinen abschließenden Ausführungen fest, daß die Wiener Tagung wesentlich beigetragen habe, die Probleme des deutschen Kinder- und Jugendschriftums im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung vorwärtszutreiben.

+ Wien gedachte Radetzky's. Anlässlich des 175. Geburtstages des Feldmarschalls Graf Radetzky legte General der

eben unsere Gegenwart zeigt, welchen Wert sie diesen Gaben eines genialen Humoristen und musikalischen Lyrikers beilegt, wenn wohl täglich an irgend einem Orte Deutschland und ganz besonders oft im Rundfunk Linckes Weisen erklingen. »Laßt den Kopf nicht hängen!« klingt es elektrisierend dem entgegen, der etwa Verdruß im Berufsleben hatte. »Heimlich still und leise kommt die Liebe«, singt »Er« »Ihr« heute zu, wie vor 50 Jahren. Und auch in ernster Zeit hat der wundervolle Frau-Luna-Schlager recht, der daseinsfroh und zukunftsgläubig bekennt:

Lose, muntre Lieder singt man voller Lust,
bunte, duft'ge Blumen steckt man an die Brust!
Volle, würz'ge Flaschen leert man bis zum Grund,
schöne, holde Frauen küßt man auf den Mund!

Und wer Meister Lincke auch als bekennenden Patrioten sehen will, der schaue auf seine Militärmärsche und soldatischen Lieder, von denen schon früher Werke wie die Flottenhymne »Deutsche Meereswacht« oder »Der Landwehrmann« in erster Zeit Licht und Kraft ins deutsche Herz brachten. Im Scherz und Ernst war er immer deutsch, unser Paul Lincke, das aber heißt frisch und froh, tätig und treu! Deshalb gelten ihm unser aller ausrichtigen Glückwünsche.

Werner Lenz.

Infanterie von Streccius vor dessen Denkmal auf dem Stubenring im Auftrage der Wehrmacht einen Lorbeerkranz mit der Inschrift »Dem großen österreichischen Feldherrn zum 175. Geburtstage nieder.

+ Ein Professor für Glasmalerei. An die neue Reichs-Hochschule für angewandte Kunst in Wien wurde als Professor der langjährige Lehrer an der Wiener Staatlichen Kunstgewerbeschule, Reinhold Klaus, ein gebürtiger Sudetendeutscher aus Warnsdorf, berufen. Professor Klaus genießt den Ruf eines der bedeutendsten Fachmänner Europas auf dem Gebiete der Glasmalerei.

FILM

Der deutsche Farbfilm ist da!

Ein Triumph deutscher Zähigkeit

Berlin erlebt nun die Uraufführung des ersten deutschen abendfüllenden Farbfilms. Damit ist die erste Phase einer Entwicklung abgeschlossen, die einen bedeutenden Einschnitt in die künstlerische Entwicklung des Films überhaupt darstellt.

Bereits seit 1852 bemüht man sich um die Probleme der farbigen Fotografie. Inzwischen sind 2800 Patente für Farbenfotografie erteilt worden. Aber erst in den letzten Jahren konnte mit dem Agfacolor-Verfahren ein geeigneter Weg für die Farbfilmherstellung gefunden werden. Das Ziel, dem Kameramann die Möglichkeit zu geben, den Farbfilm so einzusetzen wie den Schwarz-Weiß-Film, ist zwar noch nicht völlig erreicht, aber der wesentliche Schritt dafür ist getan.

Aus den Anfangszeiten des Tonfilms ist bekannt, daß sich damals ein Kreis einflußreicher Filmleute gegen diese Neuerung wandte, weil ihre Einführung in den ersten Jahren wegen der vielen Neuinvestitionen wenig Gewinn versprach. Heute, beim Start des Farbfilms, ist man weniger kurzsichtig. Ja, man resigniert nicht etwa vor der Tatsache, daß das Neue sich doch immer durchsetzt und macht müde mit, sondern legt im Gegenteil besonderen Wert auf eine möglichst rasche, befriedigende Lösung des Farbfilmproblems.

Der Ufa-Farbfilm »Frauen sind doch bessere Diplomaten«, den die Berliner jetzt zu sehen bekommen, ist Ende Juli 1939 ins Atelier gegangen und wurde trotz Ausbruch des Krieges noch im gleichen Jahre zu Ende gedreht. Für seine Fertigstellung waren große technische Neuerungen notwendig. Besonders auf dem Gebiet der Beleuchtung mußten neue Wege beschritten werden. Aber schon während der Aufnahme-monate gelang es, das sehr hohe Lichtniveau sowohl durch Lichtmodulation als auch durch Verbesserung des Rohfilms langsam herabzusetzen.

Es war notwendig, das Experiment um den Farbfilm gleich am Anfang durch einen Spielfilm in die Wege zu leiten, denn hier erst zeichneten sich die einzelnen Probleme ab, die Länge der Aufnahmedauer, die Verschiedenheit der Farbwirkung bei wechselnden Tageszeiten im Freien und andere Erscheinungen sich erst in der Spielfilm-Praxis bemerkbar machen. So ist z. B. eine ganz neue Kunst des Schminkens notwendig, bei der der Filmbildner buchstäblich mit Kartotheken arbeiten muß. Auch die sonstigen Anforderungen an die Schauspieler sind höher geworden. Trotzdem aber hat man in Deutschland vor diesen Schwierigkeiten auch im Kriege nicht Halt gemacht, sondern ist ihrer Herr geworden, und zwar auf eine Weise, die es der deutschen Filmproduktion ermöglicht, weiterhin Farbfilme in ihrem Produktionsprogramm vorzusehen.

Es ist leicht für das Publikum, über einen Farbfilm zu urteilen, aber schwer, ihm gerecht zu werden. Sehr vielen Menschen fehlt nämlich das Empfinden für die Unterscheidung von Farbschattierungen. Es wird ihnen nicht klar, daß z. B. durch die ständig wechselnde Beleuchtung im Freien das Bild sich in den Farben ändert. Unter blauem Himmel erscheint eine frisch betaute Wiese durch die Reflexe der Tautropfen naturgemäß viel blauer als eine trockene unter bewölktem Himmel. So gibt es noch eine ganze Menge von Phänomenen, die unser Auge nicht in der Natur, wohl aber im Farbfilm empfindet, denn im Filmtheater ist das Auge kritischer, weil es bewußt sieht.

Die Hauptaufgabe ist es nun, eine Harmonie der Farbwirkung und einen Zusammenklang zwischen Handlung, Ton und Farbe zu schaffen. Nicht die scheinbare Natürlichkeit oder Unnatürlichkeit des Farbfilms ist also jetzt für den Filmbeobachter wesentlich, sondern die Verhältnisse zwischen Farbe, Ton und Handlung werden seinen beurteilenden Geist beschäftigen müssen.

DIE GELBEN PERLEN

EIN ABENTEUERLICHER ROMAN

VON HANS RABL

Copyright by Verlag Knorr & Hirth, München 1940 (4. Fortsetzung)

»Dabei drahtete neulich unser Korrespondent in Makassar eine lange Story darüber, Praus, die verschwinden oder von unsichtbaren Händen beschädigt werden, malaisische Schiffer, die gewisse Punkte der Banda-See ängstlich meiden —«

»Eine Seeschlange vermutlich oder ein Riesenkrake«, prustete Lens, ungezogen lachend.

»Diese Seeschlange hätt' ich gerne gesehen«, murmelte sie.

»Das glaub' ich!« kicherte Lens und legte die Hand auf Betjes Knie. Ihre völlige Unbeweglichkeit machte ihm, deutlicher als jede Abwehr es getan hätte, seinen Fehler klar. »Verzeihung«, stammelte er. »Ich meine — ich wollte — na, vielleicht treffen wir das Ding. Unmöglich ist natürlich gar nichts. Ich werde für jeden Fall ein paar Äxte schärfen lassen.«

»Wie kann man nur ein armes, harmloses Mädchen ausspotten!« schmolte sie und schlug leise nach ihm. Er hielt ihre Hand fest, küßte das Gelenk. Wie unabsichtlich drehte sie es. Sein Mund lag in der kühlen Handfläche vergraben.

und als sie endlich den Arm zurückzog, sah Lens bunte Kreise flirren. Er hörte, wie sie ihm mit ihrer ruhigen spöttischen Stimme zutruck. »Skal«, antwortete er unsicher und schlürfte den fünften Gin-Fizz. Herr Takkür blinzelte sie fragend an; Lens schien ihm genug zu haben. Der Steuermann bemerkte das mitnichten, und ebensowenig, daß Betje Herrn Takkür mit einer Art Trotz leise zunichte, so daß eilig ein neuer Gin-Fizz neben Lens erschien.

»Seid ihr eigentlich wirklich so abergläubisch, ihr Seeleute?« zwitscherte Betje.

»Och, was die Kleine alles wissen will«, stammelte Lens freundlich überlegen.

»Ihr seid so interessant«, flötete sie, »vielleicht — er war viel zu voll, der Ironie noch innezuwerden — weil ihr so selten an Land seid. Was ist zum Beispiel in dem Medaillon, das Ihr Kapitän um den Hals trägt?«

»Das haben Sie gesehen?« Lens begann zu lachen und fand dessen kein Ende. »Aber — aber —«, keuchte er mit tränenden Augen, »schickt sich das für ein junges Mädchen, einem fremden, wilden Kapitän unters Hemde zu lutschen?«

Betjes flache Hand schlug empört auf die Bar. Die vielen bunten Reifen, die den nackten Arm fast bekleidet erscheinen ließen, klingelten grell. »Herr Lens!« fuhr sie ihm an und ließ sich vom Hocker gleiten. »Ich gehe —«

Lens haschte schwerfällig nach ihr. »Nicht — nicht böse sein —«, bettelte er und hatte plötzlich wieder den Hundeblick. »Sie werden mir nicht glauben, aber ich verhole Sie wirklich nicht: eine Schuppe vom Schwanz hat er drin vom ersten Hai, den er gefangen hat. Soll ein Amulett gegen Taifune sein, sagt er. Ob er's selbst glaubt, weiß ich nicht. Tragen tut er's aber jedenfalls immer.«

Betje schwang sich wieder auf ihren Hocker. »Starken Kaffee und Sodawasser«, befahl sie Herrn Takkür, nahm Lens' Glas und trank es selbst aus. Der Steuermann hätte sich gewundert, hätte er gewußt, daß das erst ihr zweiter Fizz war. »Jetzt wird nichts mehr getrunken«, erklärte sie unerbittlich. »Mein Onkel und Ihr Kapitän müssen bald kommen.«

Herr Takkür, der Inder, war ein moderner Mann, der in keiner Weise aufzufallen suchte. Seinen heimischen Turban — er stammte aus der Gegend um Peschawar, wo die fanatischsten aller fanatischen Mohammedaner Indiens zu Hause sind — hatte er längst abgelegt und wies, allen Geboten des Propheten zuwider, der Welt seinen bloßen Scheitel: eine wunderbar gerade und weiß in blauschwarzem Haar stehende Linie. Er trug ein modisch gestutztes schwarzes Bärtchen auf der Oberlippe; seine Kleidung war makellos weiß, und wenn er die silbernen Shaker betätigte, rutschten krachend gestärkte Manschetten mit

schöngeschnitzten Jadeknöpfen aus den Jackenärmeln. Herr Takkür sprach englisch wie ein Oxford-Student, holländisch wie ein Regierungsrat aus dem Haag, arabisch wie ein Schüler der El-Ahzar, malaisch wie einer der hundert Sultansöhne von Djokjakarta. Lediglich im Chinesischen war er schwach, doch die Probleme der gelben Himmelssöhne interessierten ihn wenig. Diese Sprachstudien hatte sein Talent, Gesprochenes, ohne es zu hören, fast wörtlich von den Lippen der Redner zu lesen, zur Vollkommenheit entwickelt; man darf sagen, daß Herr Takkür einer der besten Lauscher von Insuländer war. So waltete er zwischen zahllosen buntgefärbten, abenteuerlich geformten Flaschen mit Inhalten, die der Prophet samt und sonders seinen Gläubigen verboten hat, und kümmerte sich scheinbar um keinen seiner Gäste besonders.

Somit kümmerte Herr Takkür sich auch durchaus nicht um das Quartett, das aus de Witt, van der Stappen, Lens und dem Mädchen Betje bestand und alsbald vier nebeneinanderstehende Hocker besetzt hielt. Während sich die Bar mählich füllte und es lauter wurde, fand er immer wieder Zeit, zu einem Eckchen zurückzukehren, das anscheinend sein Büro vorstellte, und geheimnisvolle Zeichen auf dünnes Überseepapier zu kritzeln. »Er führt mein Konto«, murkte Lens, »ich wollte, die Bude würde ihm abtrennen. Er müßte gewaltige Verluste haben.«

AUS STADT UND LAND

Zwischen Herbst und Winter

Welches ist die schönste Zeit des Jahres? So fragen wir uns immer wieder und man wird feststellen, daß bei vielen Menschen eine Entscheidung eigentlich sehr schwer ist. Wer verachtet wohl den Frühling, den Träger des neuen Lebens, den Sommer als den Spender so vieler Freuden, der schönen Ferien und nicht zuletzt der Früchte? Ist etwa der Winter jener harte Geselle, wie man ihn gern nennt, er, der die Familie in so traurem Kreis im Heim zusammenrücken und die Familiengemeinschaft als die wertvollste Zelle des Volkes so recht erleben läßt, der uns Winterfreuden in reicher Zahl beschert und vor allen Dingen das schönste Fest des Jahres, das Weihnachtsfest, in seiner Mitte birgt? Ich jedenfalls habe mich für den Herbst entschieden, in welchem man noch einmal den letzten Hauch der Natur verspürt. Wie herrlich ist es, wenn es draußen in den Tälern und auf den Höhen unserer schönen Untersteiermark so sonderbar still zu werden beginnt, denn diese Zeit des großen Sterbens in der Natur wird für uns zur großen Rüstzeit, zur Zeit der tiefen Trauer, denn der Tag des Gedenkens an unsere Toten liegt in ihr, aber auch des Wiederaufrichtens, denn die Mahnmale des 9. November in München weisen hin auf ein herrliches deutsches Aufstehen. Spätherbsttage, was vermögt ihr dem Menschen zu geben, der sich mit einer tiefen inneren Leere auch nähert, ihr füllt ihn mit den überquellenden Reichtümern der Kraft und des unbeugsamen Willens, durchzuhalten, kampfbereit die Winternot zu erwarten und sich durchzuringen in den Frühling, der uns dann als seltenes Geschenk erscheint. R. K.

Zauberer von heute

Als Gast des Stadttheaters Marburg gibt am Freitag, den 7. November Rudolf Winterri im Theater einen Experimentalabend. Der Künstler ist den Marburgern kein Fremder. In vielen Abenden wurde früher in Untersteiermark seine verblüffenden Vorführungen bestaunt, und die alten Marburger werden sich vielleicht auch noch des »Zögers« Winterri erinnern. Rudolf Winterri war nämlich in seiner Knabenzeit Kadettenschüler in der Stadt an der Drau und ist heute unbestritten der Meister aller »Magier« in der Ostmark. Sein Name hat auch weit über die Grenzen unserer engeren Heimat im wahrsten Sinne des Wortes einen »zauberhaften« Klang.

Spielplanänderung im Marburger Stadttheater

Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß heute, Donnerstag, den 6. d., wegen Erkrankung eines Hauptdarstellers nicht die Operette »Meine Schwester und ich«, sondern die Oper »Madame Butterfly« von G. Puccini aufgeführt wird.

Der Richter

Von Martha Kutzner

Er sitzt an seinem Schreibtisch in dem nüchternen Amtszimmer. Das Gesicht über ein großes Schriftstück gebeugt. Erst als ich schüchtern und bescheiden grüßend mich bemerkbar mache, hebt er den Kopf. Einen klugen, ganz leicht angrauten Kopf. »Ja, bitte!«
 »Ich... ach, Herr Landgerichtsrat... ich komme... ich bin herbestellt... in dieser Angelegenheit, nicht wahr...«
 Dabei lege ich ihm den Brief hin, den ich schon unten im Korridor aus meiner Handtasche gekramt und solange krampfhaft in der Hand gehalten habe. Er liest ihn schnell durch.
 »So. Aha! Jaja. Sie sind also Frau —?«
 »Ja, ganz recht, Herr Landgerichtsrat, ich bin Frau —!«
 »Bitte nehmen Sie doch Platz.«
 Ich nehme Platz. Ich trage ihm meine Angelegenheit vor und er hört mir aufmerksam zu. Und unsere Besprechung ist auf diese Weise verhältnismäßig schnell beendet. Als ich mich gerade erhebe und mit einem Knickschen verabschieden will, fragt der Herr Richter plötzlich: »Was haben Sie denn da?«
 Er begleitet diese Frage mit einem Blick auf meine linke Hand.
 Ja, was habe ich denn da? Ich habe da zwei Kastanien. Zwei goldbraune, glatte, schöne Früchte. Wo ich die her habe? Die hab ich vorhin, auf dem Wege hierher, aufgehoben. Auf der Straße. Da

Der Film, Mittel zur Aufklärung und Bildung

Starker Besuch der Lichtspielvorführungen des Steirischen Heimatbundes

Der Steirische Heimatbund hat die Aufgabe, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die Aufbauarbeit in der Untersteiermark aufs Beste zu gestalten und durchzuführen. Dazu gehört auch die Aufklärung und Belehrung der Bevölkerung.
 Es ist nicht neu, daß gerade der Film eines der bewährtesten Mittel der Aufklärung darstellt. Bei Lichtspielvorführungen wird den Volksgenossen Gelegenheit geboten, in das Schaffen des deutschen Volkes Einblick zu erhalten. Die Lichtspielvorführungen zeigen heute vor allem die Erfolge, die die deutschen Truppen täglich auf allen Fronten erringen.
 Die Filmstelle des Steirischen Heimatbundes hat nun die Aufgabe, die Bevölkerung der Untersteiermark, selbst im kleinsten Dorf, durch Filmvorführungen aufzuklären. Auf diese Art werden die großen geschichtlichen Tatsachen, als auch bedeutende Filmwerke Deutschlands bis zum letzten Dorfbewohner gebracht.
 In der Ausführung dieser Aufgabe besucht die Filmstelle des Steirischen Heimatbundes fortlaufend die Ortsgruppen des Steirischen Heimatbundes. So fand umlängst in der Ortsgruppe Egidi in den Büheln eine Filmvorführung statt, bei der der Film »Die deutsche Arbeit« gezeigt wurde. Der Vorführungsraum war von einer 400 köpfigen Zuschaueremenge bis auf den letzten Platz gefüllt. Viele sahen zum ersten Mal eine Filmvorführung und gaben ihre Begeisterung und ihren Dank durch großen Beifall kund. Großes Interesse fand der Film »Deutsches Weiland«, der die deutsche Weinlese zeigte. Die gleichzeitig zur Vorführung gebrachte Deutsche Wochenschau wurde überall mit Begeisterung aufgenommen. In der Ortsgruppe Schober wohnten der Vorführung über 250 Personen bei. Weite Wege oder andere Hindernisse konnten die Bevölkerung von der Teilnahme an diesen Vorführungen nicht abhalten, selbst wenn sie wegen Platzmangels statt im Vorführungsraum im Freien stehen mußte.
 Weiter besuchte die Filmstelle des Steirischen Heimatbundes die Ortsgruppen Ranzenberg und Rast, wo 800 Personen der Vorführung des Filmes »Der Verräter« beiwohnten. Auch in der Ortsgruppe Rietz, Kreis Cilli, wo der Film »Anton der Letzte« lief, fand die Filmstelle überaus begeisterte Zuschauer.
 So wird der Filmwagen des Steirischen Heimatbundes in allen Orten des Unterlandes mit Begeisterung begrüßt und immer wieder wird von ihm mit dem Wunsch »Auf baldiges Wiedersehen!« Abschied genommen.

Übung der Marburger Freiwilligen Feuerwehr

Die Hauptwache der Marburger Freiwilligen Feuerwehr hielt am rechten Draufer an einem großen Gebäude ihre Herbstübung ab, die in erster Linie als Luftschutzübung gedacht war. Sofort nach den ersten Alarmzeichen rückte die Wehr mit dem neuen Stadtgerät und der Magirusleiter aus und traf in wenigen Minuten auf der Brandstelle ein, wo sie mit Umsicht die gestellte Aufgabe löste. Jeder einzelne Wehrmann wußte seinen Platz auszufüllen und die in allen Teilen glänzend verlaufene Übung zeigte, daß die Wehrmänner mit den neuen, einschlägigen Vorschriften vollkommen vertraut sind. Gleichzeitig stellte die Freiwillige Feuerwehr anlässlich dieser Übung unter Beweis, daß sie jetzt wieder jene Höhe der Schlagkraft und Einsatzbereitschaft ihr eigen nennt wie vor Jahren, als der jetzige Kreisführer der Freiwilligen Feuerwehr, Hans Voller, an ihrer Spitze stand. Letzterer war auch dieser großzügig angelegten Übung ein umsichtiger Leiter. Sie hat den Beweis erbracht, daß die Bevölkerung zu der Freiwilligen Feuerwehr Marburgs wieder das vollste Vertrauen haben kann, ist doch der unbeugsame Idealismus in ihr wieder lebendig, über dem die Worte

stehen, in denen der Wehrmann im Großdeutschen Reich seine Verpflichtung zum Dienst sieht: »Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr!«

Das deutsche Lied bis in das letzte Bauernhaus

Erweitertes Betätigungsfeld des Marburger Männergesangvereines

Wie bereits berichtet, hielt der Marburger Männergesangverein unter der Leitung des Sängersführers Dr. Karl Kieser, Dienstag, den 4. November in seinem Vereinsheim eine Mitgliederversammlung ab, die überaus zahlreich besucht war. Sängersführer Dr. Karl Kieser wies in seiner Ansprache kurz auf die kulturelle Leistung des Vereines in den letzten Jahrzehnten und auf die verantwortungsvolle Aufgabe hin, die dem Verein, der nun eingegliedert in das Amt Volksbildung des Steirischen Heimatbundes, dessen sämtlichen Mitgliedern zugänglich ist, obliegt. Das umfangreiche Arbeitsprogramm, das sich die Vereinsleitung für das laufende Arbeitsjahr gestellt hat, wurde besprochen.
 Darüber hinaus wird der Marburger Männergesangverein im Auftrag des Steirischen Heimatbundes in kleineren Sängerscharen in verschiedenen Ortschaften der Untersteiermark Volkskon-

zerte und bunte Abende veranstalten, die zur Verbreitung und Vertiefung des deutschen Liedes wesentlich beitragen werden.

Anschließend sprach der musikalische Leiter des Vereines, Professor Hermann Frisch, der besonders hervorhob, wie der Verein in den letzten 23 Jahren Tausenden von Volksgenossen ernste und heitere deutsche Musik geboten und auch in schwerster Zeit seine Pflichten stets vorbildlich erfüllt hatte, nun in der befreiten Heimat erst recht alle Kräfte der Verwirklichung der gestellten Aufgaben zur Verfügung stellen müsse.

Sämtliche Sänger und Sängerinnen stellten sich gern zur Durchführung des neuen Auftrages zur Verfügung. So werden sich in nächster Zeit Sängerguppen des Marburger Männergesangvereines Samstags und Sonntags auf Fahrt begeben und mit ihren Kräften am großen Aufbauwerk mithelfen.

Und als ob er diese Gedanken erraten hätte, sagte der Mann nun abschließend:
 »Ja. Jaja. Als wir noch Kinder waren, hoben wir alle Kastanien auf und sammelten sie.«
 »Ich hebe Sie eben heute noch auf,« entgegnete ich vergnügt.
 »Ja — hm — bei Ihnen ist es freilich auch noch nicht so lange her,« erwiderte er nun ritterlich.
 Ich war natürlich entzückt!
 »Oh — immerhin auch schon einige gute zwanzig Jahre,« gestand ich schweren Herzens.
 »Wirklich?!«
 »Wirklich!«
 »Ja, also dann...« ich hielt ihm meine Hand hin.
 »Ja, also dann...« schüttelte er sie.
 Es werden nicht viele Menschen die breiten Treppen des ersten Hauses so vergnügt heruntergehen, wie ich sie nun herunterging. Unten fiel mir dann aber etwas ein. Etwas, das mich ärgerte. Ich hätte vielleicht — hätte ich nicht vielleicht die beiden Kastanien ihm schenken sollen?!

Doppeltes Lustspiel

Von Ernst Zacharias

Das Leben schreibt die unwahrscheinlichsten Kurzgeschichten. Da diese Tatsache männiglich bekannt ist, darf ich es wagen, folgende Begebenheit einem geneigten Leser zu unterbreiten, ohne in den Ruf eines Aufschneiders zu kommen.

Erika und Fritz hatten sich gezanzt. Das war schon öfter vorgekommen, aber diesmal schien es doch eine ernstere Sache zu sein. Sie wollten nichts mehr von einander wissen. Die Ursache ihres Zwistes war natürlich nichtigste Nichtigkeit; interessiert uns auch weiter nicht.

Eine ganze Woche hatten sie sich nicht gesehen, und nun saßen sie plötzlich im Theater dicht nebeneinander. Also Zufall, schön. Es wurde ein Lustspiel gegeben. Rechts und links von ihnen bogen sich die Leute vor Lachen. Die Verfeindeten lachten nicht. Sie saßen in einer mit Elektrizität geladenen Hohlkugel, die sie von der Umwelt hermetisch abschloß. Nur hin und wieder schauten sie wie durch ein Guckloch auf die vergnügte Menschheit, und die Pein ihrer Lage kam ihnen umso schmerzhafter zum Bewußtsein. Wie schön war es doch sonst gewesen! Er hatte stets etwas zum Naschen mitgebracht und sie — ach, wie sanft war der Druck ihrer kleinen Hand gewesen.

Natürlich machte diese Erinnerung das Paar noch verbitterter und unversöhnlicher. So konnte es nicht weitergehen — Erika hatte Glück. In der ersten Pause erspähte sie eine junge Angestellte, die ihr gern den Gefallen tat, den Platz zu tauschen. Eine Schönheit war dieses junge Mädchen nicht.

Das Klingelzeichen ertönte. Der Zuschauerraum lag im Dunkeln. Im letzten Augenblick zwängte sich Erika durch die Reihe. So, nun würde sie doch endlich sehen, was auf der Bühne vorging. Und

müdicke Arbeit einen Hauptanteil am Gelingen des Werkes genommen hat. Mit der Führerehrung fand die kurze eindrucksvolle Feier ihr Ende.

Zimmerbrände, die vermieden werden können

Mehr Vorsicht mit glühender Asche!
In der Wohnung der Mieterin Elsa Mernik, Forstnergasse 8 in Marburg, entzündeten sich durch einen schlechten Kamin die Bretterwand und ein Durchzugsbalken. Der Brand wurde rechtzeitig bemerkt und ein weiterer Schaden bzw. Übergreifen des Feuers verhindert. Die rasch herbeigeeilte Marburger Feuerwehr griff schnell ein und löschte den Brand.

In einem zweistöckigen Gebäude in der Hugo-Wolfgasse brach gegen Mittag in einer Kanzlei im zweiten Stockwerk ein Brand aus, der sich durch starke Rauchentwicklung bald bemerkbar machte. Dem raschen Eingreifen der Marburger Feuerwehr ist es zu verdanken, daß größeres Unheil vermieden wurde. Der Brand entstand infolge Unvorsichtigkeit, da man heiße Asche in einem Korb neben einen Papierkorb und Kasten gestellt hatte. Ein Luftzug muß das Übergreifen des Feuers auf die Zimmereinrichtung beschleunigt haben.

Da wiederholt Brände, besonders zur Winterszeit, durch glühende Asche verursacht worden sind, wird die Bevölkerung eindringlich darauf aufmerksam gemacht, daß heiße Asche unter keinen Umständen auf den Dachboden, den Korridor oder gar ins Zimmer gestellt werden darf. Sträflicher Leichtsin ist es gleichfalls, sie in die Nähe leicht entzündbarer Gegenstände zu bringen. Die Asche gehört in die Aschengrube und auch da muß sie vorher gründlich gelöscht werden, um Brände zu vermeiden.

Die Frau erstochen — ein gerichtliches Nachspiel

In der Gemeinde Neukirchen hatte sich kurze Zeit vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in den ersten Apriltagen dieses Jahres eine schwere Bluttat zugegetragen, deren Opfer die Frau des Pächters Jakob Tainsek wurde. Der gespannten politischen Lage entsprechend war, wie berichtet wird, auch in Neukirchen eine Gemeindefache aufgestellt worden, zunächst zur Abwehr der sogenannten »Fünften Kolonne«, später wahrscheinlich zur Unterstützung des jugoslawischen Einzuges in Wien. Der Pächter Jakob Tainsek, der ebenfalls dieser stolzen Garde angehörte, hatte am 6. April, mit aufgepflanztem Gewehr bewaffnet, ein Gasthaus aufgesucht, um sich Mut für seinen verantwortungsvollen Wachdienst anzutrinken. Gegen 22 Uhr erschien seine Frau, die damalige Leiterin des Neukirchner Postamtes, um den rauhen Krieger an seine Pflicht, um den mahnen. Statt im Wirtshaus zu sitzen, das ja keiner Bewachung bedürfte, sollte er lieber zu ihr ins Postamt kommen, das wohl eher ein Angriffsobjekt der deutschen Truppen werden könnte. Grollend und schimpfend verließ Tainsek das Wirtshaus und ließ sich von seiner Frau

lachen wollte sie, tüchtig lachen mit allen andern lustigen Menschen!

Und Erika lachte wirklich, denn das Lustspiel war tatsächlich lustig. Und neben ihr lachte auch jemand aus vollem Halse, denn, wie gesagt, das Lustspiel — Ach, Lustspiel hin, Lustspiel her, aber dieses Lachen von der rechten Seite — äffte sie denn ein Spuk?

Blitzschnell drehte sie sich ihrem Nachbarn zur Rechten zu und sah — ja, es ist wirklich schwer zu glauben — und sah in das immer noch lachende, aber gleichzeitig reichlich verduzte Gesicht ihres bösen Fritz. Auch er hatte also denselben Gedanken gehabt — verletzend eigentlich — auch er hatte einen gefälligen Freund gefunden, und nun saßen sie glücklich wieder nebeneinander. Da hatte sich also im Dükeln etwas abgespielt, das sich den Vorgängen auf der Bühne würdig an die Seite stellen konnte.

Die gegenseitige Überraschung war denn doch zu stark und so kamen sie aus dem Lachen gar nicht erst heraus, und dieses Lachen war so echt und herzerfrischend, daß es nicht nur alle bösen Geister verjagte, sondern in einem Umkreis von zehn Metern Durchmesser die Zuschauer abermals zum Lachen brachte.

Verlangt überall die „MARBURGER ZEITUNG“

Sternal und sein Heldenfriedhof

Die Wiederherstellung der Ruhestätte tapierer Soldaten der ehemaligen österreichischen Armee

Umgeben von prächtigen Föhren und Birken liegen in Sternal lange Reihen von stillen Gräbern, eine der letzten Ruhestätten unserer Helden aus dem Kriege 1914-18. Über ihnen spielt der Wind in den Kronen des Waldes seine Lieder. Es sind die Lieder der Heimat, die diese Toten in seine Obhut genommen hat. Soldaten eines Feldlazarettes der ehemaligen österreichischen Armee liegen nun wieder in deutscher Erde, unter deutschem Schutz und deutscher Pflege. Diese letzten Ruhestätten sind von uns nicht vergessen und wir haben es als heilige Pflicht erfaßt, sie zu pflegen und zu hegen. Immer sollen uns diese kleinen Erdhügel an jene erinnern, die ihr Leben für das große Werk lassen mußten, dessen Vollendung sie nicht mehr erleben konnten.

Wie so manche andere Pflegestätte, wurde auch dieser Heldenfriedhof in Sternal von der serbischen Mißwirtschaft stark vernachlässigt, ja ganz vergessen. Die Heldengräber stellten ein Bild unvorstellbarer Verwahrlosung dar. Nach der Befreiung der Untersteiermark war die Instandsetzung dieses Heldenfriedhofes eine der ersten Aufgaben, die gelöst wurde. Vor kurzem wurden die Schlussarbeiten an der Wiederherstellung des Heldenfriedhofes beendet. Lassen wir uns von SA-Obersturmführer Fischer, der als Führer der Wehrmannschaftsstandarte Pettau diese Arbeiten leistete, uns nähere Aufschlüsse über diese Gedächtnisstätte und ihre Wiederherstellung geben:

»Kaum hiehergekommen«, so erzählte uns der Standartenführer, »hörte ich, daß im Wald des nahen Sternal, wo während des Weltkrieges ein großes Lazarett war, ein Kriegerfriedhof, halb vergessen und ganz vernachlässigt, liegt. Ich benützte die erste freie Zeit, die mir zur Verfügung stand, um ihn zu besichtigen und mußte ein ganz unvorstellbares Bild von Verwahrlosung erblicken. Die große, zwischen dunklen Föhrenwäldern eingebettete Grabstätte war buchstäblich ganz verwildert. Dichtes Gestrüpp mit bis zu armdicken Stämmen wucherte zwischen den Gräbern, die über eintausendzweihundert Männer bargen, die im ersten großen Krieg ihr Leben für Volk und Vaterland geopfert hatten.

Der Gedanke an diese große Schande ließ mich alten Soldaten nicht ruhen, doch hatte ich zunächst keine Mittel, um Abhilfe zu schaffen. Als aber unsere Wehrmannschaft aufgestellt war und ich sah, wie begeistert sich diese in unsere Ideenwelt hineinfand, mit welcher Hin-

gebung ab. Nach einem kurzen Überblick, in dem Bauer die politischen Verhältnisse schilderte, strich er die Notwendigkeit des Kaufmannes heraus. Er erklärte den Begriff »Deutscher Handel« und betonte dabei auch die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Frauen und Jugendlichen in diesem Berufe. Der Grundbegriff seiner Ausführungen bestand in der Parole: »Leistungsstätte ist der Betrieb — Leistungsquelle ist der Mensch«.

Nun beschäftigte sich das Landgericht Graz mit diesem Fall, das den Angeklagten wegen Totschlages zu sechs Jahren schwerem verschärften Kerker verurteilte. Gegen dieses Urteil legte der Staatsanwalt Berufung ein, da durch Zeugenaussagen die Ausreden des Jakob Tainsek, die Tötung sei ohne Absicht erfolgt, widerlegt wurden. Vielmehr ist festgestellt, daß der tödliche Stich nicht nur mit großer Wucht geführt, sondern durch die Aussagen der sterbenden Frau bezeugt wurde, daß sie von ihrem Mann absichtlich gestochen worden sei.

Kleine Chronik

in Betriebsappelle des Arbeitspolitischen Amtes, Kreis Luttenberg. Der Kreisamtsleiter Luttenberg des Arbeitspolitischen Amtes, Stabenheiner, hielt auf zwölf Baustellen der Murbaubetriebe im Kreis Luttenberg Betriebsappelle ab. In diesen wurden die Arbeitskameraden aufgeklärt, daß sie nunmehr als Untersteierer deutsche Arbeitskameraden sind. Der Begriff »nationalsozialistische Arbeit« wurde allen Arbeitskameraden eingehend erläutert. — Am 30. Oktober hielt der Beauftragte für Handel in der Bundesführung des Steirischen Heimatbundes, Bauer, einen Appell für die Schaffenden im Handel aus der Kreisstadt Luttenberg und der näheren Um-

gebung ab. Nach einem kurzen Überblick, in dem Bauer die politischen Verhältnisse schilderte, strich er die Notwendigkeit des Kaufmannes heraus. Er erklärte den Begriff »Deutscher Handel« und betonte dabei auch die Notwendigkeit der Berücksichtigung der Frauen und Jugendlichen in diesem Berufe. Der Grundbegriff seiner Ausführungen bestand in der Parole: »Leistungsstätte ist der Betrieb — Leistungsquelle ist der Mensch«.

So wurden denn die Stürme aller umliegenden Standorte aufgeboten, um in echter Kameradschaft zu diesem Gemeinschaftswerk anzutreten. Pünktlich zur angesetzten Stunde kamen, angeführt von ihren Kapellen mit klingendem Spiel, die Männer amarschiert und bald waren über 1500 Mann mit Spaten und Schaufeln versammelt, die mit Eifer an die Arbeit gingen. An einem der folgenden Sonntage bot ich erneuert die Stürme auf. Dieses Mal auch die Frauen Pettaus und der umliegenden Orte, die gleichfalls mit Hand anlegten. Tausend Mann und zweihundert Frauen schafften von acht Uhr früh bis ein Uhr mittags. Neben der begüterten Frau eines Pettauer Bürgers stand die Winzerfrau, um Steine auf die bereitgestellten Fuhrwerke zu verladen, während die Männer mit Krampen, Schaufeln und Rechen der einst verwilderten Stätte ein würdiges Aussehen gaben.

Jeder der Schaffenden fühlte, daß es nicht eine sture, aufgezwungene Arbeit sei, sondern ernste freiwillige Tat einer Volksgemeinschaft. Zwei Musikzüge unserer Stürme hoben mit ihren musikalischen Darbietungen die Arbeitsfreudigkeit. Die Frauen schmückten die Gräber der gefallenen Helden des großen Völkerringens 1914-1918 mit Blumen. Innerhalb der noch halbverfallenen Umfassungsmauern war bald Ordnung geschaffen.

Mitten im Sternal Wald liegt nun das Werk, das im Geiste Adolf Hitlers neu aufgebaut wurde und Zeugnis gibt, daß Großes geleistet werden kann, wenn im Sinne unserer nationalsozialistischen Idee gearbeitet wird.

Still, als ein Mahner deutschen Heldentums, liegt nun diese Ruhestätte, die uns immer Mahner sein wird, diese großen Toten, die hier ruhen, nicht zu vergessen, sind sie doch, mit allen denen, die im Kampf für die Freiheit blieben, Kämpfer und Wegbereiter der neuen Zeit, die auch diesem Land die Heimkehr ins Großdeutsche Reich brachte.

m. Vom Bagerüst gestürzt. Der 31-jährige, in Thesen wohnhafte und bei einer Marburger Baufirma beschäftigte Arbeiter Franz Wesselko stürzte bei einem Neubau vom Gerüst mehrere Meter tief ab. Hierbei zog er sich eine Prellung des rechten Ober- und Unterschenkels zu. Das herbeigerufene Deutsche Rote Kreuz überführte den verunglückten Arbeiter ins Marburger Krankenhaus.

An unsere Postbezieher!
Beschwerden wegen unregelmäßiger Zustellung der »Marburger Zeitung« bitten wir nicht an uns direkt, sondern sofort an das zuständige Postamt zu richten.
Anderungen der Anschrift (Adresse) bitten wir ebenfalls zwecks Vermeidung von Unterbrechungen in der Zustellung sofort an das zuständige Postamt bekanntzugeben.
»MARBURGER ZEITUNG«
Vertriebsabteilung

Blick nach Südosten

o Deutsche Oberschule in Agram feierlich eröffnet. In feierlicher Weise wurde am Dienstag in Agram die neuerrichtete deutsche Oberschule eröffnet. Der Schulleiter, Professor Hartmann, umriß die Aufgaben der neuen deutschen Schule, die deutschen und kroatischen Kindern zugänglich ist. Der deutsche Geschäftsträger von Trol dankte der kroatischen Regierung für das bei der Errichtung der Schule bewiesene Entgegenkommen.

o Kroatisches Recht in Semlin. Nach der Einbeziehung Ostsyrmiens und Semlins in das kroatische Hoheitsgebiet wurde die Rechtschaffenheit der kroatischen Gesetze nunmehr auch auf diesen Bereich ausgedehnt und alle widersprechenden Bestimmungen außer Kraft gesetzt.

o Slowakisch-deutsche Abkommen. In Preßburg wurden am Montag die Ratifikationsurkunden zu zwei slowakisch-deutschen Abkommen ausgetauscht, und zwar zu dem Abkommen über Vormundschafts- und Kuratel-Angelegenheiten und zu dem Abkommen über Bekanntgabe von Auslieferungsbegehren in personellen Angelegenheiten. Den Austausch nahmen Außenminister Dr. Tuka und Gesandter Ludin vor. Beide Abkommen treten am 4. Dezember in Kraft.

o Großer Erfolg des Wunschkonzertes in Athen. Die Stadt stand am Sonntag und Montag im Zeichen des Wunschkonzertes des Wehrmachtssenders zugunsten der notleidenden griechischen Bevölkerung. Unter den zahllosen Spenden befanden sich viele, die von deutschen Soldaten und Offizieren stammten. Bis zum Veranstaltungsbeginn waren bereits 7,5 Millionen Drachmen eingegangen.

o Kein Schweinefett für Juden in Pest und Ungarn. Der wegen seiner jüdenfeindlichen Haltung bekannte und bei den Betroffenen gefürchtete Vizegespäner des Komitates Pest, Laszlo von Endre, hat für seinen Verwaltungsbezirk, den größten in Ungarn, verordnet, daß den Juden die Karten für Schweineschmalz entzogen bzw., sofern sie bereits verteilt wurden, gesperrt werden. Das Leibblatt der Budapester Judenschaft, »Esti Kurier«, zeigt sich über diese neue Verordnung sehr bestürzt.

o Eröffnung des türkischen Pressekongresses. In Ankara wurde am Montag vormittag der türkische Pressekongreß unter dem Vorsitz Salih Rifki Atay's eröffnet. Der Generaldirektor der Presse im türkischen Ministerpräsidium, Selim Sarper, gab anläßlich des Kongresses am Dienstag einen Empfang für die Vertreter der türkischen und ausländischen Presse in Ankara.

FÜR DIE FRAU

Die Parade der Stoffreste

Kleine Zauberkunststücke mit wollenen Dingen

Dieser Tage sah ich, daß unsere Nachbarin emsig dabei war, einen ganz alten wollenen Pullover aufzutrennen. »Ein gutes Stück, nicht wahr?«, meinte sie lachend und zeigte mir, daß der Pullover an beiden Ellbogen riesige Stopfen hatte und daß er daneben auch schon schleierdünn geworden war. »Und was wird nun?« meinte ich verwundert, »wahrscheinlich wollen Sie Wolle dazukaufen und einen neuen daraus stricken?« Aber sie schüttelte den Kopf. »Könnte ich natürlich, aber hier soll etwas anderes draus werden: Pulswärmer und Ohrenschrützer für meinen Jungen!«

In beinahe jedem Haushalt wird es irgendwelche alten vertragenen Wolljacken, Westen oder Pullover geben, mit denen man nichts Rechtes mehr anzufangen weiß. Auf alle Fälle aber reicht das vorhandene Material aus, um alle möglichen kleinen wollenen Dinge daraus zu arbeiten, wie es eben Pulswärmer, Ohrenschrützer, Leibwärmer, Kniewärmer und ähnliches sind. Man kann auch daran denken, aus kleineren dicken Stoffresten derbe Fausthandschuhe zu arbeiten, die sich mit einfachsten Mitteln herstellen lassen. Wer vielleicht noch ein paar alte Pelzreste besitzt, kann sie sogar mit Pelz füttern. Solche Fausthandschuhe sind besonders willkommen, wenn jemand früh am Morgen mit dem Rad zur Arbeit fährt oder später im Winter für alle Bergbewohner, die viel mit den Skiern unterwegs sind.

Mancherlei andere Reste, die sonst kaum beachtet werden, lassen sich nutzbringend verwenden. Vielleicht haben wir noch irgendwo einen ganz alten Filzhut, der sich beim besten Willen nicht mehr auf- oder umarbeiten läßt. Er ist aber immer noch gut, um daraus ein bis zwei Paar wunderschöne warme Einlegesohlen zu verfertigen, die an kalten Tagen die besten Dienste tun. Bei der Herstellung von Einlegesohlen soll übrigens auch das beste und am meisten wärmende Material nicht vergessen werden: das Zeitungspapier. Man kann Sohlen aus einer mehrfachen Schicht von Zeitungspapier schneiden, die knapp am Rande einmal durchstept werden, damit sie zusammenhalten.

Ein Irrtum

Eine Dame der Gesellschaft ging zur Beichte und war sehr zerknirscht. »Hast du noch etwas auf dem Herzen, meine Tochter?« fragte der Geistliche am Ende. »Ja, Ehrwürden, ich habe noch die Sünde der Eitelkeit auf mich geladen. Jeden Abend stand ich vor dem Spiegel und bewunderte meine Schönheit.« Der Priester sah sie an. »Beruhige dich, meine Tochter«, sagte er dann, »das war keine Sünde. Das war ein Irrtum.«

Nationalsozialismus der Tat

Der soziale Aufbau in Südkärnten und Krain

Der soziale Aufbau in Südkärnten und Krain begann unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen. Bereits in den ersten Tagen nach der Besetzung rückten die Feldküchen der NSV in das befreite Gebiet ein, fuhren auf den Markt- und Dorfplätzen in Stadt und Land auf und verteilten aus ihren reichlichen Beständen an die vollkommen verelendete Bevölkerung Brot, Fleisch und andere Nahrungsmittel in reichstem Maße. Die Verwunderung der Betreuten darüber, daß das Reich, von dessen schwerer »Ernährungskrise« ihnen die erblichsten Dinge vorgelegen worden waren, sich in der Lage sah, aus seinen angeblich so knappen Beständen auch noch die Bevölkerung der besetzten Gebiete zu versorgen, wollte nicht enden.

War die Ernährungsaktion der NSV die erste Bresche, die das neue Regime in das Mißtrauen der Bevölkerung gegen alles Deutsche schlagen konnte, so bildete die gleichfalls sofort einsetzende Aufbauaktion der Reichsarbeitsverwaltung die zweite. In Krainburg, Radmannsdorf, Bischoflak, Littai und Unterdrauburg wurden alsbald Arbeitsamtsdienststellen errichtet, denen es in kürzester Zeit gelang, die Massenarbeitslosigkeit restlos zu beseitigen. Die Zahl der in den befreiten Gebieten vorhandenen Arbeitslosen hatte nach der Übernahme der deutschen Verwaltung weit über 10.000 betragen. Hiervon waren Ende September nur noch Reste vorhanden. Im ganzen nahmen nach der Statistik des Chefs der Zivilverwaltung am 30. September d. J. 15 Männer und 39 Frauen die Arbeitslosenhilfe in Anspruch, die seitens der Zivilverwaltung am 15. August eingerichtet worden war. Im übrigen liegen die heute bezahlten Unterstützungssätze um 50 Prozent höher als während der jugoslawischen Ära. Ein sehr wesentlicher Unterschied gegenüber dem früheren Recht besteht auch hinsichtlich der Unterstützungsdauer, die in Jugoslawien auf 6 Wochen begrenzt war, während sie heute unbegrenzt ist. Der Chef der Zivilverwaltung für die befreiten Gebiete hat ferner, um den Betrieben ihre eingearbeitete Arbeiterschaft zu erhalten, gleichzeitig mit der Arbeitslosenhilfe eine Kurzarbeiterfürsorge eingeführt, für die Durchführung der Berufsberatung ab 1. Oktober Sorge getragen und eine geordnete Nachwuchslenkung in Fluß gebracht. Diese Maßnahmen der Arbeitslenkung erschienen umso vordringlicher, als sich im Zuge der fortschreitenden Arbeitsbeschaffung in manchen Berufen bereits Verknappungserscheinungen bemerkbar machten, die durch die Heranziehung kroatischer und italienischer Facharbeiter (z. B. Steinmetzen) nur vorübergehend behoben werden kann.

Das schwerwiegendste Problem, das die deutsche Verwaltung im sozialen Sektor zu lösen hatte, bestand in der Bereinigung der geradezu chaotischen Lohnzustände. Auf einem Banatsmindestlohn von 2 bis 3 Dinar pro Tag (10

bis 15 Reichspfennige) bauten sich betriebsweise geregelte Löhne auf, die seitens der Betriebsführer willkürlich und selbstherrlich festgesetzt wurden. Die Lohnspanne zwischen den einzelnen Lohnkategorien nicht nur, sondern auch innerhalb der einzelnen Betriebe spotteten allen Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit. Ihre Vereinheitlichung nach den Prinzipien der deutschen Lohnpolitik durch autoritär festgesetzte Lohnsätze ist mittlerweile erfolgt. Die Arbeiter begrüßen diese entscheidende soziale Neuregelung ebenso wie die Betriebsführer, denen auf diese Weise eine Unsumme ärgerlicher Kleinarbeit sowie fortwährende Lohnstreitigkeiten und Arbeitsunruhen erspart werden.

Nicht geringe Schwierigkeiten ergaben sich auch bei der Neuordnung der Sozialversicherung. So war z. B. das jugoslawische Gesetz über die Altersversicherung der Arbeiter vom Jahre 1937

bisher überhaupt nicht wirksam geworden, da es eine Anwartschaft von 200 Beitragswochen vorsah. Die Rentensätze auf Grund dieses Gesetzes hätten um 50 Prozent niedriger gelegen als die jetzt zur Auszahlung kommenden Beiträge. Auch in der Krankenversicherung ist durch die Angleichung der Leistungen an die deutsche Regelung eine erhebliche Verbesserung erreicht worden. So wird z. B. nach den neuen Bestimmungen des Chefs der Zivilverwaltung jetzt ein Zuschuß zur Zahnbehandlung von 50 Prozent gewährt, der früher erst nach einer sechsjährigen Zugehörigkeit zur Versicherung ausgezahlt wurde.

Die soziale Besserstellung der erwerbstätigen Bevölkerung, die alle diese Maßnahmen mit sich bringt, wird von den Schaffenden auf das lebhafteste begrüßt. Sie beweist ihnen, daß der Nationalsozialismus, wohin auch immer er seinen Wirkungsbereich erstreckt, nicht nur seine nationalen, sondern auch seine sozialistischen Prinzipien in kürzester Zeit stets in vollstem Maße in die Tat umsetzt.

TURNEN und SPORT

Obersteierer im Unterland

Die Wettkämpfe in der steirischen Gauklasse nehmen am kommenden Sonntag wiederum mit einer vollen Spielrunde ihren Fortgang. In der Untersteiermark treten erstmals zwei obersteirische Mannschaften an, und zwar spielt in Marburg LSV Zeltweg, während nach Cilli der BSG Donawitz kommt. Man sieht den beiden Gastspielen mit lebhaftem Interesse entgegen, zumal es sich um zwei wiederholt erfolgreich hervorgetretene Gegner handelt. In Graz finden auch diesmal zwei Spiele statt, deren Akteure GAK-Kapfenberg und R. B. Graz-TuSV Leibnitz sind. Das fünfte Spiel der sonntägigen Runde sieht in Rosenthal BSG Rosenthal und den Grazer Sportklub als Gegner.

Bereichsklasse will weiterspielen

Verhältnismäßig glatt ist die Fußball-Bereichsklasse der Ostmark über die Herbstspielzeit hinweggekommen, so daß bereits der Plan erwogen wird, die eine oder andere Frühjahrsrunde noch in diesem Jahr abzuwickeln. Für die dreizehn noch ausstehenden Spiele lautet die Terminfolge:

- 8. November: Admira—FAC.
- 16. November: Wacker—Rapid, Vienna—Admira, Post SG—Austria, FC Wien—Wiener SC, Sturm Graz—FAC.
- 23. November: Austria—FC Wien, Wacker—Vienna, Rapid—Sturm Graz, FAC—Post SG, Wiener SC—Admira.
- 30. Nov.: Admira—Austria, Vienna—FC Wien.

Kleine Sportnachrichten

Die steirischen Tischtennispieler beginnen in Kürze mit der Austragung der Meisterschaft, an der ASV Graz, LSV Zeltweg, BSG Donawitz, SK Kapfenberg und SG Cilli teilnehmen werden.

Um den Reichsbundpokal. Nach ihrem Siege über die Westmark steht die Köln-Aachener Fußball-Gauelf in der zweiten Vorrunde um den Reichsbundpokal und tritt hier am 9. November in Köln gegen Bayern an.

Aufstellungssorgen haben sich bei der Bildung der Auswahlmannschaft ergeben, die am Sonntag im Stadion zum Reichsbundpokalspiel gegen Oberschlesien antritt, da die letzten Meisterschaftsspiele leider nicht ohne Spielerverletzungen abgegangen sind. Die Aufstellung wird erst am Mittwoch vorgenommen werden.

Große Preise der Reichshauptstadt. Am 9. November hat die Deutschlandhalle anstelle des inzwischen auf später verlegten Radländerkampfes Deutschland—Italien die »Großen Preise der Reichshauptstadt« auf dem Programm. Den Großen Preis der Steher bestreiten der Deutsche Meister Lohmann, Hoffmann, Stach und der Schweizer Meister Heimann. Bei den Fliegern sind zwei Welt- und vier Landesmeister zur Stelle, und zwar die Holländer van Vliet und Derksen, Falck-Hansen (Dänemark), Astolfi (Italien), Schorn (Deutschland), ferner Bergomi (Italien), Merckens, Ehmer und Lorenz.

Walter Lohman war bei den Dauerrennen in der Berliner Deutschlandhalle wieder einmal nicht zu schlagen und gewann den Endlauf gegen Hoffmann, Stach und Ehmer.

Kroaten-Boxer auch in Waagbystritz. Nach dem offiziellen Ländertreffen der slowakischen und kroatischen Boxer am 23. November in Preßburg sollen die Gäste zwei Tage später in Waagbystritz nochmals an den Start gehen.

Drei Probespiele der Slowaken. Mit Sorgfalt bereitet der Slowakische Fußballverband seine Nationalelf für den am 7. Dezember in Breslau stattfindenden

vierten Länderkampf gegen Deutschland vor. So sind drei Probespiele angesetzt worden, und zwar soll die erste Siebung der in Frage kommenden Spieler am 26. November bei einem Treffen zweier Auswahlmannschaften in Preßburg vor sich gehen. Schon vier Tage später wird die wahrscheinliche Nationalelf wieder in der Landeshauptstadt an der Arbeit sein, während das letzte Übungsspiel für den 4. Dezember in Sillein vorgesehen ist.

Dänemarks Amateurboxer siegten in Kopenhagen vor 5000 Zuschauern im Länderkampf gegen Schweden mit 12:4 Punkten.

Den Königspokal der schwedischen Fußballvereine gewann vor 10.000 Zuschauern Hälsingberg IF durch einen 3:1-Erfolg über Sleipner Norrköping.

Gunder Hägg bestraft. Der Vorstand des Schwedischen Leichtathletikverbandes beschloß am Sonntag in Stockholm, den Mittelstreckler Gunder Hägg wegen Verstoßes gegen die Amateurbestimmungen vom 1. September 1941 bis zum 1. Juli 1942 von allen sportlichen Veranstaltungen auszuschließen. Hägg hat am 15. Juni in Eskilstuna Spesen erhalten, deren Höhe vom Verband nicht genehmigt worden war. Außerdem wurden Vorstandsmitglieder mehrerer Vereine zu strengen Strafen verurteilt.

Cannae

Zwei gefangene Sowjetoffiziere, die eine höhere Ausbildung genossen hatten, unterhielten sich über Strategie, was sie freilich besser vorher hätten tun sollen. Sie kamen auf das Wesen der Einkreisungsschlacht, wie sie als erste Hannibal bei Cannae mit so großem Erfolg durchgezogen hat, und auf Hannibal überhaupt.

»Aber es war abergläubisch, rümpfte Unterführer Aljoscha die Nase, »über so etwas kommt ein guter Bolschewik nicht weg; abergläubisch war er, der alte Tropf. Ich habe gelesen, in seinen jungen Jahren hätte er einmal einen Angriff nicht unternommen wollen, weil das Orakel, gelesen aus dem Eingeweide eines Kalbes, ihm widerraten hätte. Aber da hat ihn sein Vater, der alte Haudegen angeschnarrt: „Wie, du willst einer Kalbsleber mehr vertrauen als einem alten General?“ Na, und da ging's auf einmal, hahaha!«

Unterführer Smokownikow lachte nicht mit. »Er blickte trübselig vor sich hin. »Ach, Genosse,« sagte er, »wir werden beide niemals wieder Bolschewiken sein, nicht wahr, oder —? Na, also! Und da muß ich doch sagen, der Unterschied zwischen uns, den aufgeklärten Bolschewiken, und dem jungen Hannibal in seinem Aberglauben ist gar nicht so groß.«

»Na, erlaube — —!«

»Aber nein! Jener hörte auf eine Kalbsleber, na, und wir, wir hörten auf ein Eselsgehirn. Der Unterschied ist doch nur ein anatomischer.«

»Du hast doch nicht recht. Es ist doch ein Unterschied da, und der ist doch nur ein anatomischer.«

»Welcher denn?«

»Hannibal gewann sein Cannae. Wir aber haben unseres verloren.« A. R.

Vom Papyrus zur Millionenaufgabe

Allerlei Kostbarkeiten und Seltsamkeiten aus der Geschichte des Buches

Das älteste Buch der Welt ist der sogenannte »Prisse-Papyrus« in der Nationalbibliothek in Paris. Er stammt aus dem Jahre 3350 vor der Zeitwende und wurde von dem Gelehrten Prisse, nach dem er seinen Namen führt, in einem Grab bei Theben gefunden. In alten Zeiten gab es jedoch auch Bücher, in denen der Text nicht geschrieben, sondern geknüpft wurde. Diese seltsame »Schrift« hatten sich die Inkas in Peru ausgedacht. Die einzelnen Worte und Buchstaben bestanden nicht aus Zeichen, die man niederschrieb, sondern aus verschiedenartigen Knoten, die man in eine Schnur knüpfte. Aus solchen Knoten hatte man ein ganzes Gesetzbuch zusammengefügt, das sogenannte »Knotengesetzbuch«, das nicht weniger als acht Pfund wog.

Das schwerste Buch hat ein amerikanischer Ingenieur »gebaut«; es ist 3 Meter hoch und 1 Meter dick und wiegt nicht weniger als 5000 Pfund! Wer das Buch umblättern will, muß dazu elektrische Kraft benutzen, sonst bräute er es nicht zustande. Ein »gewichtiges« Buch ist auch ein Koran, der in London herausgegeben wurde und so monumental ist, daß die Kräfte von zwei Männern nötig sind, um ihn von der Stelle zu bewegen, ferner die »Geschichte von Ithaka«, die ein habs-

burgischer Erzherzog am Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Titel »Parga« veröffentlichte; das Buch wiegt immerhin 48 Kilogramm.

Außer diesen Schwergewichtsbüchern gibt es auch Bücherriesen, was den Umfang betrifft. Das umfangreichste Buch der Welt ist unstreitig ein chinesisches Wörterbuch, das den Titel »T'u.Schu-Tschu-Tscheng« trägt und zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf Befehl des Kaisers von China gedruckt wurde. Es umfaßt 5020 Bände, von denen allein zwanzig auf das Inhaltsverzeichnis fallen. Die Zahl der Blätter (Doppelseiten) beträgt 426 Tausend 294, so daß also auf den Band durchschnittlich etwa 85 Blätter oder 170 Seiten zu rechnen sind.

Das kleinste Buch der Welt mißt nur 10 mal 6 Millimeter. Es wurde vor etwa 40 Jahren in Padua herausgegeben und zählt 208 Seiten, von denen je eine neun Zeilen mit 95 bis 100 Buchstaben enthält. Das Büchlein veröffentlicht einen in keiner sonstigen Ausgabe enthaltenen Brief Galileo Galileis an Christian von Lothringen, datiert aus dem Jahre 1615. Trotz der kleinen Buchstaben ist der Druck mit Hilfe eines Vergrößerungsglases leicht lesbar. Als Gegenstück zu dem oben erwähnten Riesenbuch wurde übrigens auch ein Zwergkoran hergestellt, ein Büchlein, das nur 4 Zentimeter im Quadrat groß ist.

Über die Kostbarkeit der Bücher gehen die Ansichten der Sammler ziemlich weit auseinander. Das teuerste gedruckte Buch

der Welt ist aber zweifellos die 42-zeilige Gutenberg-Bibel aus dem Besitze des ehemaligen Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal, die leider vor mehreren Jahren für 350.000 Dollar verkauft wurde. Wegen eines kuriosen Fehldruckes wurde ein anderes Werk zur großen Seltenheit und damit zur Kostbarkeit. Es ist die sogenannte »Narrenbibel«, von der die Universität in Göttingen noch ein Exemplar besitzt. Narrenbibel heißt diese Bibelausgabe deshalb, weil sich die Frau des Buchdruckers den Spaß erlaubt hatte, im Text einen wichtigen Satz zu ändern. Statt »Er soll dein Herr sein« fügte sie die Lettern zu dem Satz »Er soll dein Narr sein!« Obgleich die Ausgabe nach Entdeckung des Fehlers sofort verbrannt wurde, sind doch einige wenige Exemplare noch heute erhalten.

Europa ist mit 120 Millionen Büchern der bücherreichste Erdteil. Die deutschen Büchereien enthalten zusammen über 44 Millionen Bücher. Die älteste Bücherei Deutschlands ist die »Staats-, Kreis- und Stadtbibliothek« zu Augsburg, die 1537 eröffnet wurde, während die heutige größte deutsche Bücherei die Preussische Staatsbibliothek in Berlin ist; sie umfaßt über 2,2 Millionen Bände. Auch die Deutsche Bücherei in Leipzig ist bedeutsam. Sie besitzt augenblicklich über eine Million Bände und erhält als Sammelstätte für alle deutschen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt alljährlich rund 85.000 Bücher dazu. Horst Seemann.

Anekdoten

Der holländische Arzt Boerhave stand einst als Zeuge vor einem Gerichtshof. Der Verteidiger des Angeklagten nahm ihn in ein scharfes Kreuzverhör über die Krankheit seines Mandanten, den Boerhave behandelt hatte.

»Ein Arzt sollte sein Urteil abgeben können, ohne Fehler zu begehen!« sagte der Advokat schließlich heftig.

»Das sollte ein Advokat auch!« erwiderte Boerhave.

»Aber die Fehler eines Arztes liegen zumeist sechs Fuß unter der Erde begraben!« fuhr der Advokat fort.

»Und die eines Advokaten werden gewöhnlich ebenso hoch über der Erde aufgehängt!« beendete Boerhave den Dialog.

Schleiermacher mußte sich wegen einer Krankheit von dem königlichen Leibarzt Dr. Gräfe behandeln lassen. Als er gesund geworden war, schickte er dem Doktor mit einem Dankbrief vier Louisdor als Honorar. Am folgenden Tage kam das Geld zurück. Der Arzt hatte dazu geschrieben:

»Arme kuriere ich umsonst, Wohlhabende zahlen nach der Taxe, Reiche honorieren mich nach Belieben anständig.« Schleiermacher antwortete:

»Die vier Louisdor erhielt mit Dank zurück. — Ihr armer Schleiermacher.«

